

PRO

Das christliche Medienmagazin

A large, close-up photograph of a person's eye, looking directly at the viewer. The eye is light blue with a dark pupil and is framed by dark, thick eyelashes. The skin around the eye is a warm, reddish-brown tone. The overall image has a high-contrast, slightly grainy texture.

SCHAUT HIN!

**Wie Kirchen Missbrauch
aufarbeiten sollten**

GEGEN DEN HASS

Erika Kirk vergibt dem
Mörder ihres Mannes

🕒 S. 16

**FÜR MEINUNGS-
VIELFALT**

Der Fall Julia Ruhs
fordert den Rundfunk
heraus 🕒 S. 20

FÜR VERSÖHNUNG

Messianische Juden
und Christen wollen
zusammenfinden

🕒 S. 42



22

Friede Springer hat den Theologen und Publizisten Günther Klempnauer im Büro ihres verstorbenen Mannes Axel Springer empfangen



12

Matthias Miersch, SPD-Fraktionsvorsitzender im Bundestag, kam durch die kirchliche Jugendarbeit in die Politik



Titelthema

6 | „ICH MUSS MICH NICHT SCHÄMEN“ Eine Geschichte von Machtmissbrauch und sexualisierter Gewalt

9 | „ABWARTEN HEISST VERMEIDEN“ Wo Missbrauchsfälle bekannt werden, ist Handeln gefragt

Politik + Gesellschaft

12 | „KIRCHE UND CVJM HABEN MICH IN DIE POLITIK GEBRACHT“ SPD-Fraktionschef Matthias Miersch im Interview

16 | DAS BESCHÄMENDE ZEUGNIS ERIKA KIRKS Nach dem Mord am amerikanischen Polit-Aktivisten Charlie Kirk will seine Witwe Liebe statt Hass

Medien + Kultur

20 | AUF EMPFANG SCHALTEN Der öffentlich-rechtliche Rundfunk sollte den Menschen im Land zuhören

22 | IM FRIEDEN MIT GOTT Axel Springer, Gründer eines Medienimperiums, fand Halt im Glauben

26 | IST DAS KIRCHE ODER KANN DAS WEG? Warum es die Kirchenpresse braucht – Gastbeitrag von Willi Wild zum Jubiläum der Christlichen Medieninitiative pro

28 | DANKE FÜR ALLES, UWE Erinnerung an den PRO-Kolumnisten Uwe Siemon-Netto

32 | KÜNSTLICHE INTELLIGENZ LERNT ZU LÜGEN Wie der Mensch, so sein Geschöpf

Kirche + Glaube

36 | ZERBRICHT EINE EHE, ZERBRICHT EINE WELT Wie Gemeinden Menschen unterstützen können, wenn sie gescheitert sind

40 | „ICH VERZWEIFLE AN GOTT – UND HALTE AN IHM FEST“ Der Mediziner Volker Diehl blickt auf sein Lebenswerk zurück

42 | ALS CHRISTEN IHRE JÜDISCHEN WURZELN KAPPTEN Das Konzil von Nizäa vor 1.700 Jahren hatte weitreichende Folgen

Mehr zu unseren Recherchen für dieses Heft erfahren Sie in „PRO – der Podcast“. Gespräche mit PRO-Autoren und Einblicke in die Arbeit der Redaktion. Neu ab 1. November überall, wo es Podcasts gibt, und unter pro-medienmagazin.de/pro-der-podcast

20

Die Journalistin Julia Ruhs ist in teilen der Medienwelt zur Reizfigur geworden



16

Donald Trump und Erika Kirk bei der Trauerzeremonie für Charlie Kirk

4 | KURZ NOTIERT

35 | AUF EIN WORT – MIT MARKUS SPIEKER

39 | KINDERGLAUBE

45 | KONTAKT + IMPRESSUM

46 | KURZ REZENSIERT LESEN, HÖREN UND SEHEN

Schlüsselthema Schuld

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Redewendung, „etwas unter den Teppich kehren“ beschreibt sehr anschaulich eine menschliche Eigenschaft: Eigene Schuld wollen wir lieber verstecken, anstatt dass wir zu unserem Versagen stehen und um Entschuldigung bitten. Aber Schuld verschwindet unter dem Teppich nicht – sie liegt so lange dort, bis sie jemand aufdeckt. Dieses Bild kommt mir in den Sinn, wenn ich an die Titelgeschichte dieser Ausgabe von PRO denke. Anna Lutz hat in einer intensiven Recherche nach Antworten darauf gesucht, ob und wie die Aufarbeitung von Missbrauch in Kirchen und christlichen Einrichtungen gelingen kann. Wenn solche Vorwürfe erhoben werden, ist oft zu beobachten, dass zunächst alles pauschal zurückgewiesen wird. Doch Betroffene wünschen sich, dass diejenigen, die heute Verantwortung tragen, ihnen zuhören, sie in ihrem Leid ernst nehmen und helfen, diese Last zu bewältigen.

Unsere Autorin schildert den Fall der Brüdergemeinde Korntal und ihrer Diakonie. Diese begannen 2014 aufzuarbeiten, dass zwischen den 50er und 80er Jahren Kinder in ihren Heimen misshandelt und missbraucht wurden. In dem Prozess, der bis heute andauert, hat die Gemeinde schmerzlich lernen müssen, wie schwer es ist, sich der eigenen Schuld zu stellen, Betroffenen gerecht zu werden und mit internen Konflikten umzugehen. Es gab echte Fortschritte. Und böse Rückschläge. Doch das Beispiel macht Hoffnung: Heute sagen selbst Betroffene, dass auf dem Weg von Vertrauensbildung und Aufarbeitung Wichtiges erreicht wurde. Umgang mit Schuld ist ein Schlüsselthema unseres christlichen Glaubens. In seinem ersten Brief schreibt der Jesus-Jünger Johannes (1,8f): „Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ Und er fährt fort: „Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.“ Dass Jesus treu ist und vergibt, kann Kraft dafür geben, die Schuld auch gegenüber Menschen zu bekennen. Durch einen ehrlichen Umgang mit der eigenen Unvollkommenheit kann neues Vertrauen wachsen.

Ans Herz legen möchte ich Ihnen auch unseren Beitrag über Erika Kirk. Die Witwe des ermordeten Trump-Aktivistin Charlie Kirk sagte bei dessen Trauerfeier öffentlich, dass sie dem Mörder verzeihe – „weil es das ist, was Christus getan hat“. Nicolai Franz hat für PRO recherchiert, wie die ambivalente Persönlichkeit von Kirk, dessen Verehrung einerseits und Empörungswellen andererseits einzuordnen sind (S. 16).

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Christoph Irion | Geschäftsführer
Christliche Medieninitiative pro



PRO finanziert sich zum Großteil durch Ihre Spende.
Spenden Sie für mehr christliche Werte in den Medien.
Danke für Ihre Unterstützung!

► pro-medienmagazin.de/spenden



Bei der Social Media Night trafen sich Christen, die in den sozialen Medien den Glauben thematisieren



Wahrhaftiger Glaube im digitalen Raum

In einer Welt voller Zweifel und Täuschung braucht es Menschen, die wahrhaftig sind. Das wurde bei der „Social Media Night“ in Heidelberg deutlich. Dort kamen im September rund 160 Creator zusammen, um sich über Glauben, digitale Verantwortung, Kreativität und mentale Gesundheit im Kontext sozialer Medien auszutauschen. Organisiert wurde das Event vom Netzwerk „creatunity“, das der Christlichen Medieninitiative pro angegliedert ist, die auch PRO herausgibt. „Wir wollen dazu ermutigen, in einer Welt voller Zweifel und Täuschungen authentisch und wahrhaftig zu bleiben“, sagte Sem Dietterle, Mit-Initiator des Formats. Viele hätten Angst, etwas Falsches zu posten, was zu heftiger Kritik führen könnte. „Leider ist eine christliche Cancel Culture online auch zu beobachten“, sagte er gegenüber PRO. Das analoge Treffen helfe dabei, dass sich die Creator stärker gegenseitig unterstützen.

Meistgeklickt:

Wer ist Peter Thiel?

Der Tech-Milliardär und Investor mit deutschen Wurzeln Peter Thiel zieht im Hintergrund die Strippen in Washington, DC. Er sagt von sich, einen evangelikalen Hintergrund zu haben. Doch an einer entscheidenden Stelle scheint Thiel die christliche Botschaft falsch verstanden zu haben. Dazu hat PRO online unter dem Titel „Der Antichrist, der amerikanische König und Peter Thiel“ eine ausführliche Analyse veröffentlicht – der meistgelesene Artikel in diesem Sommer. Erfahren Sie hier mehr über die Ideen dieses einflussreichen Mannes im Hintergrund der amerikanischen Politik:



► bit.ly/wer-ist-peter-thiel

„Unser Land nimmt an der eigenen Seele Schaden, wenn solche Kritik (an Israel, Anm. d. Red.) zum Vorwand für Judenhass wird oder wenn sie gar zur Forderung führt, dass die Bundesrepublik sich von Israel abwenden solle.“

Bundeskanzler Friedrich Merz (CDU) anlässlich des 75-jährigen Bestehens des Zentralrats der Juden in Deutschland



Karsten Hüttmann
ist seit 2023
Vorstandsvorsitzender
der Stiftung Marburger
Medien, die vor 100
Jahren gegründet
wurde

KURZ GEFragt

Glauben teilen

PRO: Die „Marburger Medien“ sind ein Grußkartenverlag mit Schwerpunkt auf gedruckten Produkten. Welche Rolle spielen im Verhältnis dazu digitale Medien und Kanäle?

Karsten Hüttmann: Digitale Medien sind eine sinnvolle Ergänzung für uns. Wir sehen das auch gar nicht als Widerspruch zueinander. Aber wir machen die Erfahrung, dass analoge, gedruckte Postkarten bei den Menschen emotional etwas anderes auslösen als digitale Botschaften per Whatsapp oder Telegram. Und sie haben auch eine höhere Halbwertszeit als digitale Formate. Aber wir haben zum Beispiel auch einen Whatsapp-Kanal, wo man jeden Morgen ein Ermutigungswort bekommt.

Ihr Motto ist „Einfach Glauben teilen“. Fällt es Christen heute schwerer, den Glauben zu teilen?

Es gibt äußere und innere Widerstände und vielleicht ist an manchen Stellen der äußere Widerstand ein bisschen größer geworden: dass man für Posts in den sozialen Medien heftigen Gegenwind bekommt etwa. Aber es gibt auch viele innere Widerstände: Habe ich die richtigen Worte? Wann ist der richtige Zeitpunkt? Da wollen wir mit unseren Medien helfen.

Reagieren Sie auf Entwicklungen der Zeit auch sprachlich?

Wir merken, dass in unserer Gesellschaft das Allgemeinwissen über den christlichen Glauben kontinuierlich abnimmt. In den östlichen Bundesländern, wo die Menschen eine ganz andere biografische Prägung haben, müssen wir am deutlichsten darum ringen, wie wir etwas sagen können, ohne zu viel vorauszusetzen an religiösem Wissen. Manche Christen sagen dann, das seien so seichte Worte. Und für andere ist das immer noch steil. Wir sind zunehmend herausgefordert, nicht religiös über den Glauben zu sprechen.

Vielen Dank für das Gespräch!



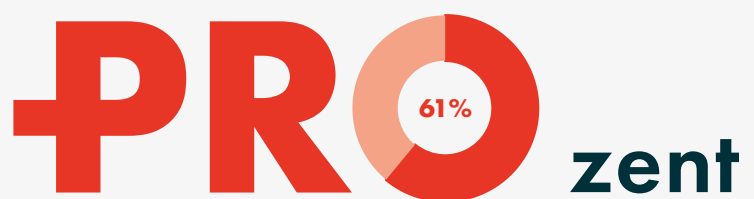
PRO 5|25

Bei der US-amerikanischen Lotto-Variante „Powerball“ werden 5 aus 69 plus 1 aus 26 Zahlen gezogen

Aufgepinnt:

Glückliche Spenderin

Die US-Amerikanerin Carrie Edwards aus Virginia hat einen Lottogewinn in Höhe von 150.000 Dollar (rund 137.000 Euro) komplett für wohltätige Zwecke gespendet. „Gott segnet mich, damit ich dadurch andere segnen kann“, erklärte sie gegenüber lokalen Medien. Das Geld fließt dem Bericht zufolge zu gleichen Teilen an drei gemeinnützige US-amerikanische Organisationen. Mit ihrer Spende möchte die Lotto-Gewinnerin andere inspirieren, ebenfalls großzügig zu sein und einander zu unterstützen. „Ich bin dankbar, dass dieser unerwartete Lottogewinn einem höheren Zweck dienen kann“, sagte sie.



61 Prozent der Jugendlichen sind laut dem „ifo Bildungsbarometer“ der Ansicht, dass sich die Nutzung sozialer Medien negativ auf die psychische Gesundheit auswirkt. Jeder Fünfte bescheinigt Instagram, Tiktok und Co. hingegen positive Effekte auf die psychische Gesundheit. Auch für schulische Leistung und Aufmerksamkeit überwiegen aus Sicht der Jugendlichen negative Folgen. Für die Informationsbeschaffung finden sie soziale Medien mehrheitlich positiv. Bei der politischen Meinungsbildung halten sich die Einschätzungen über deren Wirkung genau in der Waage. 69 Prozent der Jugendlichen möchten lieber in einer Welt mit statt ohne soziale Medien leben. 1.033 Personen im Alter von 14 bis 17 Jahren wurden für die Studie repräsentativ befragt.

„Ich muss mich nicht schämen!“

Gesa Kriegers Geschichte erzählt von Machtmissbrauch, sexualisierter Gewalt und der zögerlichen Reaktion einer Kirchgemeinde.

Die Betroffene leidet bis heute darunter.

Anna Lutz

Gott steht auf der Seite der Opfer und das sollte die Gemeinde auch tun“, sagt Gesa Krieger (Name geändert). Sie hat lange überlegt, ob sie PRO ihre Geschichte erzählt. Doch weil sie weiß, dass viele, die Missbrauch erfahren haben, sich von ihren Kirchengemeinden im Stich gelassen fühlen, entscheidet sie sich schließlich dafür. „Ich spreche stellvertretend für viele“, sagt sie.

Krieger lebt in einem Ort nahe München. Als Mädchen hat sie viel Gewalt erlebt, auch sexuellen Missbrauch, wird magersüchtig. Mit nur 21 Jahren nimmt sich ihre zwei Jahre jüngere Schwester das Leben. Irgendwie schafft Krieger es dennoch, sich ein weitgehend normales Leben aufzubauen, sie lernt einen Mann kennen, bekommt entgegen aller medizinischen Prognosen zwei Kinder. Als der Junge und das Mädchen heranwachsen, fühlt sie sich immer wieder mit Bildern ihrer eigenen Kindheit konfrontiert. Die Beziehung zu ihrem Mann leidet darunter. Halt sucht sie in einer Gemeinde der evangelischen Landeskirche, obwohl weder sie noch ihr Mann damals einen Bezug dazu haben. Es ist vor allem die Sprache des Pfarrers, die sie überzeugt, zu bleiben. „Er hat sich nicht gescheut, über das Leid zu sprechen. Er hat die Bibel verständlich ausgelegt, die Menschen einbezogen“, erinnert sie sich. Nach einiger Zeit sucht sie den Kontakt zu ihm, wünscht sich seelsorgerliche Hilfe, der Grund, warum sie ursprünglich in die Kirche kam: Sie fragt nach Gott, warum Gott all das Leid zu-

lässt, wie Gott im Leben helfen kann. Der Pfarrer sagt zu, trifft sich einige Male mit Krieger. Nach und nach werden die Sitzungen häufiger, schließlich finden sie im wöchentlichen Rhythmus statt. „Er hatte ein offensichtliches Interesse daran. Und ich habe mich über die Aufmerksamkeit gefreut“, erinnert sie sich. Doch sie habe sich zunehmend auch unwohl gefühlt. In den Sitzungen habe er „gebohrt und gebohrt und gebohrt, bis ich alles erzählt habe“. Krieger fühlt sich wieder so hilflos wie als Kind. „Ich würde heute sagen, das war Taktik. Um mich kleinzumachen. Als er das erreicht hatte, hat er sich körperlich genähert. Das ging bis in seine Wohnung, bis in sein Bett. Ich konnte mich nicht wehren.“

Leben in absoluter Abhängigkeit

Zwei Jahre später stellt der verheiratete Pfarrer Krieger in seiner Kirche als Sekretärin an. „Ich lebte wie in zwei Welten. All das war mir unangenehm und tief verunsichernd. Aber ich war auch ausgehungert nach Aufmerksamkeit und Liebe. Ich habe mir eingebildet, ich liebe ihn auch. Tatsächlich lebte ich in einer absoluten Abhängigkeit.“ Im Jahr 2010 geht der Pfarrer in Pension, er ist 18 Jahre älter als Krieger, und verlässt die Gegend. Krieger leidet unter der Trennung, ist aber auch erleichtert. Erst nach und nach wird ihr klar, was ihr passiert ist.

„Ich bin mir heute sicher, dass viele aus der Gemeinde es nicht sehen wollten. Es

Foto: Anna Kollor



„Dass ich gegangen bin, ist wohl kein großer Schaden“, diesen Eindruck hatte Gesa Krieger von ihrer Gemeinde. Sie hätte sich gewünscht, miteinander im Gespräch zu bleiben.

Forum Studie

Die Forum Studie erschien 2024 und dokumentiert im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) erstmals umfassend und unabhängig das Ausmaß und Gründe für sexualisierte Gewalt innerhalb der evangelischen Kirche. Die Forscher schreiben darin von 1.259 Beschuldigten und mindestens 2.225 Betroffenen, betonen aber, dass dies nur als „Spitze des Eisbergs“ zu verstehen sei. Neben den Zahlen offenbart die Studie vor allem spezifisch evangelische Probleme bei der Aufklärung und Aufarbeitung von Missbrauchsfällen wie: „Harmoniezwang, diffuse Beziehungsgestaltung, unklares Sexualitätsverständnis, Umgang mit Schuld, Exklusion Betroffener“. Zentral sind auch die Handlungsempfehlungen der Studie, etwa, dass kirchliche Einrichtungen in der Verantwortung stehen, Gewalt aufzuarbeiten – und zwar unabhängig davon, ob Betroffene sie dazu auffordern oder nicht. Die Studie empfiehlt Einrichtungen zudem etwa, externe Hilfe hinzuzuziehen, Mitarbeiter umfassend zu Aufarbeitung und sexualisierter Gewalt zu schulen und in jedem Fall betroffenenorientiert zu arbeiten.

hat auch niemand nachgefragt“, sagt sie rückblickend. Und das, obwohl Krieger in der Kirche präsent ist, sie singt im Chor, ist in jedem Gottesdienst, unterstützt als Lektorin, trägt den Gemeindebrief aus. Erst Jahre später, 2016, meldet Krieger ihren Fall bei der Landeskirche. „Ich wollte das nicht mehr alleine tragen“, sagt sie. Das Disziplinarverfahren endet ganze fünf Jahre später. Mit einer Disziplinarmaßnahme für den Pfarrer im Ruhestand. Er verliert für fünf Jahre einen Teil seiner Bezüge, weil er seine „Amtspflichten“ verletzt hat. Er habe sich „in erkennbarer Weise über die Grenzen der Seelsorgebeziehung hinweggesetzt“, heißt es im Urteil.

Krieger leidet unter posttraumatischen Belastungsstörungen bis hin zu Dissoziationen. Schon zuvor hat sie ständig Kopfschmerzen, schlimme Migräneanfälle. Noch heute erinnert sie sich an die Worte, die sie am letzten Verhandlungstag von dem Verurteilten hört: „Ich habe dich doch geliebt.“ Während Krieger leidet, bleibt die Kirchengemeinde still. Nach dem Verfahren bleibt Krieger der Gemeinde fern. Niemand, so sagt sie, fragt bei ihr nach. Niemand scheint sie zu vermissen. Sie fühlt sich alleingelassen.

2024 schließlich steht auf der Homepage ein Fragebogen, in dem Gemeindeglieder angeben sollen, wie sie den Umgang ihrer Kirche mit sexualisierter Gewalt bewerten. Krieger füllt ihn aus. Wütend. Verletzt. Die neue Pfarrerin reagiert und sucht das Gespräch mit ihr. Dann hört Krieger, was viele Betroffene hören, wenn sie erstmals das offene Gespräch mit einer Organisation suchen, in der Missbrauch geschehen ist: Das Ganze sei schon so lange her. Viele der Gemeindeglieder von damals seien verstorben. Und der Pfarrer sei ja auch weg. „Mein Gefühl ist: Ich bin nur eine Einzelperson. Dass ich gegangen bin, ist wohl kein großer Schaden.“

PRO fragt bei der Kirchengemeinde nach. Es zeigt sich: Kriegers Fall ist in der Kirche nach wie vor weitgehend unbekannt. Mindestens die Pfarrerin aber ist im Bilde. Ein erstes Schutzkonzept wird erarbeitet, allerdings unabhängig von Kriegers Erfahrungen. Das Konzept ist Pflicht für alle bayerischen Gemeinden der Landeskirche. Warum hat niemand nachgefragt, als Krieger wegblieb? Offenbar habe sich niemand zuständig gefühlt. Warum hat man ihre Erfahrungen nicht genutzt, um präventiv zu wirken, Strukturen zu ver-

ändern, Gefahren zu minimieren? Man habe Kriegers Namen nicht ohne ihre Mitsprache öffentlich machen wollen. Nur: Wäre das denn überhaupt nötig gewesen für eine Aufarbeitung? Kann das nicht auch anonym erfolgen? Und andererseits: Sollte es wirklich Aufgabe der Betroffenen sein, ihre Gemeinden dazu aufzufordern, ihre Fälle aufzuarbeiten?

„Ich hätte mir gewünscht, dass wir im Gespräch bleiben“, sagt Krieger mit Blick auf ihre alte Gemeinde. Sie engagiert sich heute in Internetgruppen für Missbrauchsbetroffene und im Beteiligungsforum Sexualisierte Gewalt in der Evangelischen Kirche in Deutschland. Sie weiß: Wie ihr geht es vielen. Sie habe damals nicht die Kraft gehabt, an die Öffentlichkeit zu gehen.

Offene Arme statt Schweigen

Gesa Krieger weiß heute, was sie sich für sich selbst und andere Betroffene wünscht: „Jemanden, der mir dabei hilft, das Thema mit meiner Gemeinde aufzuarbeiten.“ Und von der Kirche als solcher: „Offene Arme“, sagt sie. „Wir sollten nicht am Rand stehen. Wir sollten spüren, dass wir wichtig sind. Ich muss mich nicht schämen oder schuldig fühlen. Kein betroffener Mensch muss das!“ Nach dem Anruf der Redaktion in Kriegers ehemaliger Kirche im Zuge dieser Recherche beginnt sich etwas zu bewegen. Offenbar sucht die Gemeinde nun den Kontakt zu ihr und zeigt, wenn auch zaghafte, Ambitionen, eine Aufarbeitung zu beginnen.

Was ist zu lernen aus Gesa Kriegers Geschichte? Vor allem zeigt sie die Unsicherheit und Zögerlichkeit von Gemeinden und Werken im Umgang mit sexualisierter Gewalt in den eigenen Reihen. Auch im Jahr 2025, 15 Jahre, nachdem die Verbrechen im Berliner Canisius-Kolleg öffentlich wurden und die Tragweite des Missbrauchsskandals in katholischer und evangelischer Kirche nach und nach ans Licht kam. Was ist zu tun, wenn Missbrauch bekannt wird? Wie ist den Opfern zu begegnen? Diesen Fragen ist PRO im Folgenden nachgegangen, hat mit Betroffenen und mit Werken, mit Kommissionen und Beauftragten gesprochen, Konzepte gewälzt und Studien gelesen. Um am Ende eine Antwort darauf zu finden: Kann Aufarbeitung gelingen?



Eine Kunstaktion im Frankfurter Dom betonte im Jahr 2024 das Ausmaß sexualisierter Gewalt in der Kirche

Foto: epd-bild/Tim Wegner

„Abwarten bedeutet vermeiden“

Nach tausenden Missbrauchsfällen in Kirchen und konfessionellen Einrichtungen muss endlich Schluss sein mit der Haltung „Bei uns gibt es das nicht.“ Das sagt die Journalistin Christiane Florin. Was aber sollten Einrichtungen und Kirchen stattdessen tun? Wie funktioniert Aufarbeitung?

Anna Lutz

Die Brüdergemeinde hätte es vertuscht. Die hätte das unter den Teppich gekehrt“, sagt Detlev Zander zu Beginn des Films „Die Kinder aus Korntal“. Mit „das“ meint er den hundertfachen Missbrauch an Kindern in den Heimen der pietistisch geprägten Einrichtungen in den 50er bis 70er Jahren. Sexualisierte Gewalt. Erniedrigungen. Schwarze Pädagogik. Arbeitszwang. „Wir waren Menschenmüll. Wir waren nichts wert“, erinnert er sich in der Dokumentation aus dem Jahr 2024.

Ein Jahr später. PRO trifft Zander zum Gespräch. Es soll darum gehen, wie sein Leid und das der vielen anderen Betroffenen in Korntal und anderswo, so aufgearbeitet werden kann, dass Verantwortliche, heutige Mitarbeitende und Opfer ins Gespräch kommen. In ein Miteinander. Kann Aufarbeitung überhaupt funktionieren? Und wenn ja, wie? Was wünschen sich Betroffene und was sind die Institutionen, in denen die Taten geschahen, in der Lage, zu leisten?

Zander, jener Mann, der einst als Junge von einem Betreuer in einem Fahrradkeller gefesselt und sexuell missbraucht wurde und später immer wieder sexualisierte Gewalt erfuhr, ist nicht wütend. Er hat seine Geschichte schon dutzende Male öffentlich erzählt. Doch das ist nicht der Grund für seine Gefasstheit. Zwölf Jahre sind vergangen, seit er die Verbrechen in Korntal öffentlich gemacht und damit einen Skandal aufgedeckt hat. Zwölf Jahre, in denen Zander angeklagt, gekämpft, sich aufgebaut und Gerechtigkeit gefordert hat. „Ich wollte die Institution zerstören“, sagt er, wenn er zurückblickt. Doch an diesem Tag im Jahr 2025 findet er fast schon sanfte Worte: Korntal habe eine „unheimlich steile Lernkurve gemacht“. Zander lobt ein „ehrliches und offenes Miteinander“. „Ich war ihr größter Feind, aber heute arbeiten wir zusammen“, sagt er.

Sollte also ausgerechnet Korntal nun ein Beispiel für gelungene Aufarbeitung sein – jene Gemeinde und diakonische Einrichtung, die noch vor einem Jahr in den Schlagzeilen stand, weil sie sich gegen eine Dokumentation wehrte, die das Leid der Betroffenen zeigte und faire Entschädigungen forderte?



Um das zu klären, muss zunächst deutlich sein, worum es hier geht. Institutionelle Aufarbeitung, so steht es in den jüngst erschienen Standards zur Betroffenenbeteiligung, herausgegeben von der Unabhängigen Bundesbeauftragten gegen sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen (UBSKM), meint die „strukturierte Auseinandersetzung einer Institution (...) mit Fällen sexualisierter Gewalt in ihren Reihen“. Das Ziel: „Dass die Institution und ihre Mitarbeitenden Verantwortung übernehmen, Lehren ziehen, Strukturen verändern und bessere Mechanismen zum Schutz von Kindern und Jugendlichen implementieren.“ Der Blick in die Vergangenheit und der Blick in die Zukunft gehören also zusammen. Wer die Verbrechen der Vergangenheit nicht anschaut, kann sie auch künftig nicht verhindern.

Julia Gebrande ist Vorsitzende der Unabhängigen Kommission des Bundes zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. Für sie ist klar: „Viele Institutionen tun sich sehr schwer mit diesem

„Wie halten Sie es aus, sich nicht damit zu beschäftigen?“

Thema und wissen nicht, wie Aufarbeitung gut umgesetzt werden kann.“ Man wolle nicht mit dem Thema Missbrauch in Verbindung gebracht werden, scheue den Imageverlust. Doch sie rät Kirchen, Vereinen und anderen Organisationen zum Gegenteil: „Es ist besser, das Thema proaktiv anzugehen. Das kann verloren gegangenes Vertrauen wiederherstellen.“

Was sollte eine Einrichtung also konkret tun, sobald ein Fall von sexualisierter Gewalt bekannt wird? Der erste Schritt, so erklärt sie, sei die Intervention: Betroffene schützen, bestenfalls mit Hilfe der Fachberatungsstellen vor Ort. Signale dokumentieren, Ruhe bewahren und sich im Team und mit Unterstützern organisieren. Wenn die akute Gefahr gebannt sei, beginne die Aufarbeitung. Dabei sei es ganz egal, ob es sich um einen Einzelfall oder mehrere Fälle handle oder gar ein systemisches Problem bekannt würde. Dazu gehörten Fragen wie: Welche Strukturen haben es ermöglicht, dass Missbrauch stattfinden konnte? Das sei der Beginn von Prävention. „Jede Institution sollte die Beratungsstellen vor Ort kennen und mit ihnen in Kooperation stehen. Auch, um ein Schutzkonzept zu entwickeln. Egal, ob bereits etwas vorgefallen ist oder nicht“, sagt Gebrande. Vor allem das Hinzuziehen externer Beratung falle Institutionen schwer. Insbesondere den Kirchen. „Das Teilen von Macht ist ein Problem“, sagt sie. Etwa wegen teils starker Hierarchien im gemeindlichen Kontext. Hinzu komme „ein Glaubenssystem mit starken moralischen Vorstellungen und einer Tabuisierung der Sexualität über viele Jahrhunderte hinweg“.

Prozess mit Rückschlägen

Eine Frau, die sich besonders mit Missbrauchsfällen im kirchlichen Kontext auskennt, ist die Journalistin Christiane Florin. Seit 15 Jahren berichtet sie über das Thema, zuletzt erschien ihr Buch „Keinzelfall“, in dem sie nicht nur die brutale Geschichte eines ehemaligen Heimkindes erzählt. Sondern auch davon berichtet, wie die zuständige Institution, eine Einrichtung der Caritas,

schleppend und unwillig aufarbeitet. „Nichts von der institutionellen Schuldgeschichte wäre bekannt, wenn nicht Betroffene davon erzählt hätten“, sagt sie über kirchliche Missbrauchsfälle. „Institutionen sind nicht proaktiv, obwohl sie wissen, dass sie eine Schuldgeschichte haben. Der Anstoß kommt immer von Betroffenen.“ Nach wie vor gebe es „Frontstellungen“ zwischen Betroffenen und Institutionen, anstatt dass zusammengearbeitet werde. Nach wie vor scheuten insbesondere Kirchen sich, unabhängig aufarbeiten zu lassen, und wollten das Heft in der Hand behalten. Nach wie vor kämen Informationen nur scheinungsweise ans Licht. „Aufarbeitung ist nicht gewollt“, sagt sie und klingt bitter. Oft werde sie bei Vorträgen in Kirchen gefragt, wie sie es aushalte, sich so lange und so häufig mit Missbrauchsfällen zu beschäftigen. Sie frage dann zurück: „Wie halten Sie es aus, sich nicht damit zu beschäftigen?“ Vorbei sein müsse es mit der Mär: „Bei uns gibt es das nicht.“

Einen Unwillen zur Aufarbeitung warfen wohl die wenigsten Korntal vor. Die Probleme zeigten sich hier auf ganz andere Weise. Im Jahr 2014 begannen Brüdergemeinde und Diakonie die systematische institutionelle Aufklärung. Mit erheblichen Rückschlägen. Zwar wurde mit der Sozialwissenschaftlerin Mechthild Wolff eine unabhängige Aufklärerin hinzugezogen. Die jedoch zog sich mitten im Prozess zurück, beklagte mangelndes Vertrauen vonseiten der Betroffenen. Diese erklärten, sie würden zu wenig beteiligt, und sahen sich getroffen durch Widerstände gegen die Aufklärung, die es in der Gemeinde auch gab. Der erste Anlauf endete 2016 und hinterließ tiefe Gräben.

Noch im selben Jahr versuchte Korntal es wieder. Neue Aufklärer wurden engagiert, ein Schuldbekenntnis formuliert. Im Juni 2018 erschien ein über 400 Seiten dicker Aufklärungsbericht. Auf einer Pressekonferenz zur Vorstellung kam es trotzdem erneut zum Eklat. Ausgerechnet Detlev Zander ist es damals, der aus den Zuschauerreihen heraus harte Kritik übt. Die Befragungen durch die Aufklärer hätten die Betroffenen retraumatisiert. Er selbst sehe sich aus dem Prozess „rausgeekelt“. Neun Jahre später blickt er gegenüber PRO zurück: Die Brüdergemeinde habe die Deutungshoheit über den Prozess gehabt, Betroffene seien zu wenig beteiligt gewesen und im Vordergrund habe der Schutz der Institution gestanden, so sein Urteil. Von der Aufklärerin, der ehemaligen Richterinnen Brigitte Baums-Stammberger, habe er sich „verhört“ statt angehört gefühlt. Neun Stunden lang habe sie versucht, herauszufinden, ob er lüge. Bei aller Kritik: Der Aufarbeitungsbericht von 2018 gilt im deutschlandweiten Kontext als bahnbrechend. Aufarbeitung war damals zwar kein Neuland, Standards zur Betroffenenbeteiligung aber gab es nicht, ebenso wenig wie breit gestreute Fach- oder Beratungsstellen. Dennoch: Große Zufriedenheit bei den Betroffenen löste auch der zweite Prozess nicht aus. Wieder gab es Kritik, Unzufriedenheit, Verletzungen.

Film mit Sprengkraft

Sechs Jahre später knallt es erneut und zwar heftig. 2024 erscheint der Film „Die Kinder aus Korntal“ von Julia Charakter. Darin kommen sechs Betroffene zu Wort, die ihr Leid und auch ihr Hadern mit einer mangelnden Aufarbeitung und Entschädigung durch Korntal schildern. Unter ihnen auch Zander. Der Film

zeigt auch Menschen aus der Gemeinde, die darum bitten, dass die ständige Beschäftigung mit der Vergangenheit doch endlich enden müsse. Er ist ein Zeitdokument und ein Beleg der Verletzungen, die in Korntal geschehen sind. Er fokussiert sich auf die Betroffenenperspektive. Und ist emotional kaum auszuhalten. Korntal reagiert verärgert auf die Produktion. In einer breiten Stellungnahme werfen Gemeinde und Diakonie den Machern vor, den Aufarbeitungsprozess und mühsam erreichten Dialog zu behindern. Man wünsche sich einen zweiten Teil, „der dem Anspruch einer faktenbasierten Dokumentation gerecht wird“. „Ich war stinksauer, als ich das gelesen habe“, sagt Zander.

Ein Jahr ist seitdem vergangen. PRO hat auch Korntal um ein Gespräch gebeten. Mit vornehmlich einer Frage: Ist die Aufarbeitung dort gelungen? Trotz all der Rückschläge, der Kritik, den Streitigkeiten? „Gelungen“, das sei der falsche Begriff. Denn immerhin gehe es um tiefes Leid, da könne nichts gelingen, sind sich Klaus Andersen und Andreas Wieland sicher. Andersen war 2011 bis 2021 sogenannter Weltlicher Vorsteher der Evangelischen Brüdergemeinde. Wieland ist seit 2023 Geschäftsführer der Diakonie.

Beide zeigen sich selbstkritisch, was sowohl den ersten Anlauf zur Aufarbeitung als auch den Aufarbeitungsbericht von 2018 angeht. Andersen zu 2014: „Wir hatten damals ein Ziel und wollten aufklären, aber wir kannten nicht den Weg.“ Trotz einem eindeutigen Bekenntnis, dass sexueller Missbrauch in den Kinderheimen geschah, habe eine deutlich kommunizierte Verantwortungübernahme gefehlt. Korntal sei zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, Betroffene nicht ausreichend ernst genommen worden. „Wir waren zu zögerlich, zu unklar.“ Sein Fazit für heute: „Aufarbeitung kann nur gelingen, wenn die Institution von Anfang an eine Prozessbegleitung in Anspruch nimmt.“

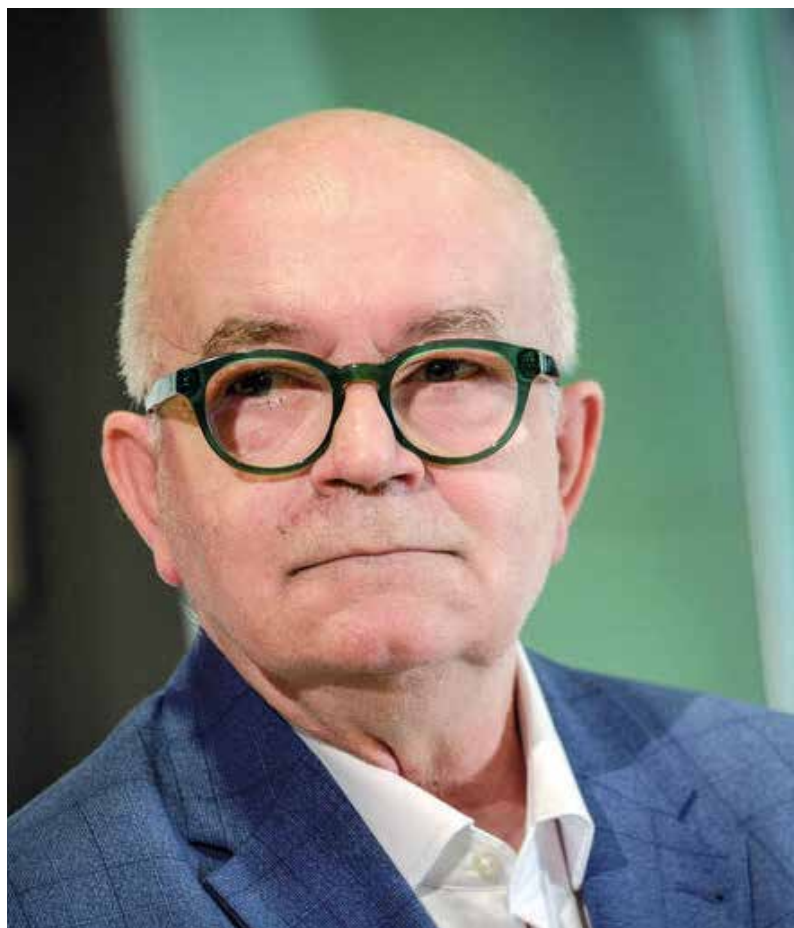
Wieland blickt auf 2018: „Es gab Situationen, in denen sich einzelne Betroffene nicht wertgeschätzt gefühlt haben.“ Empathie und Seelsorge habe gefehlt. Beide zeigen sich offen für eine Aufarbeitung des Aufarbeitungsprozesses, wie ihn manche Betroffene anstreben. Und noch etwas Spannendes offenbaren sie: Korntal hat eine 180-Grad-Wende in Sachen „Die Kinder aus Korntal“ vollzogen. Nicht nur wird der Film derweil regelmäßig Mitarbeitern vorgeführt. Derzeit werden die ersten Stellungnahmen mit Beteiligung von Betroffenen überarbeitet. Man habe zunächst sich selbst, die Mitarbeiter, schützen wollen, sagt Wieland. Doch im Laufe der Zeit und der Gespräche über den Film habe sich der Blickwinkel geändert.

Aufarbeitung endet nicht

„Der Gesprächsfaden ist nie abgerissen, auch nach der Veröffentlichung des Films nicht“, sagt Andersen. Und formuliert damit den wohl wichtigsten Grundsatz für Aufarbeitung: Im Gespräch bleiben. Was raten die beiden heute, nach elf Jahren Aufarbeitung, anderen Organisationen, die am Anfang stehen? „Sie müssen die Sorge um die eigene Reputation überwinden“, sagt Andersen. Wieland: „Nicht abwarten – denn warten bedeutet vermeiden –, sondern Aufarbeitung anpacken. Und immer wieder: das Gespräch suchen, und im Dialog bleiben“. Auch, wenn Betroffene sich dafür auf den Weg machen müssen und eventuell altes Leid neu durchleben. Auch, wenn Organisationen dazu eine neue, traumasensible Sprache lernen müssen. Auch, wenn ihr öffentliches Image zunächst leidet. Endet Aufarbeitung irgend-

wann? Nein, sind sie sich sicher. „Gedenkkultur ist ein Teil der Aufarbeitung, der weiterläuft in die Zukunft“, sagt Wieland. Und schließlich Gerd Sander, der Pressesprecher: „Aufarbeitung muss Teil der Unternehmenskultur werden.“

Korntal ist vieles gelungen, das sagt sogar Detlev Zander heute. Bei allem, was er sich noch an Veränderungen zugunsten der Betroffenen wünscht. „Beide Seiten müssen sich entwickeln. Denn Aufarbeitung funktioniert nur gemeinsam“, sagt er. „Es gab damals viele Verletzungen, aber ich habe auch viele verletzt“, erinnert er sich. Was wünscht er sich von Kirchen und Werken,



Detlev Zander: „Ich war stinksauer“

in deren Reihen sexualisierte Gewalt geschehen ist? „Die Leitenden müssen alle Menschen in den Gemeinden mitnehmen und zeigen, was geschehen ist. Denn wer nicht in die Vergangenheit blickt, dem nützen die besten Schutzkonzepte nichts.“

Aufarbeitung, so wird nach viel Recherche und langen Gesprächen klar, bedeutet, aktiv zu werden. Sowieso bei einem oder mehreren Fällen, aber im Grunde schon vorher. Es ist die Pflicht jeder Kirche, jeder Organisation, Kontakt zu Fachberatungsstellen herzustellen, Schutzkonzepte zu entwickeln, aufmerksam zu sein und zu schulen, worauf im Umgang miteinander zu achten ist. Aufarbeitung, so zeigt sich, kann Gemeinden und Organisationen stark machen, anstatt sie zu zerstören, wie viele immer noch meinen. Und am allerwichtigsten: Sie dient dazu, Leid wie das von Detlev Zander oder Gesa Krieger zu verhindern. Die Schwachen zu schützen. Was, wenn nicht das, müsste Motivation für die sein, die Jesus nachfolgen wollen? |

ZUR PERSON

Matthias Miersch, Jahrgang 1968, ist seit 20 Jahren Abgeordneter der SPD im Deutschen Bundestag und seit Mai 2025 Vorsitzender seiner Fraktion. Bis 2024 war er Sprecher der Parlamentarischen Linken der SPD-Fraktion. Kurzfristig war er nach dem Rücktritt von Kevin Kühnert Generalsekretär seiner Partei. Als Politiker hat er sich eigentlich auf die Themen Umwelt und Klima spezialisiert. Miersch stammt aus Laatzen nahe Hannover, ist evangelisch und leitete in seiner Jugend diverse kirchliche Gruppen.



SPD-FRAKTIONSCHIEF

„Kirche und CVJM haben mich in die Politik gebracht“

SPD-Fraktionschef Miersch sagt, es sei vor allem die Kirche gewesen, die ihn zum Politiker werden ließ. Wie sein Weg verlief und warum er die Kirche heute dennoch für politische Äußerungen zum Lebensschutz kritisiert, verrät er im PRO-Interview.

Anna Lutz

PRO: Herr Miersch, Sie waren lange als Jugendleiter in der Kirche und beim CVJM aktiv. Haben die Arbeit als Fraktionschef und die Leitung einer evangelischen Jugendgruppe etwas miteinander gemeinsam?

Matthias Miersch: Eine ganze Menge. Ich habe als Jugendgruppenleiter Dinge gelernt, die für meine Arbeit bis heute total wichtig sind. Empathie zum Beispiel. Für die Arbeit in der Fraktion gilt: Alleine ist man nichts, wir sind alle auf die Gruppe angewiesen. Ich habe Respekt vor allen Charakteren und deren Sachkenntnissen. Deshalb nehme ich jeden ernst und wahr. Führung bedeutet für mich also nicht, alle tanzen nach meiner Pfeife.

Das ist vermutlich nicht immer leicht. Etwa wenn Teile Ihrer Fraktion mit einem Russland-Manifest eine Annäherung an Putin fordern...

Im Gegenteil, ich finde es eher erleichternd, dass Menschen in unserer Partei sich im politischen Raum auch mit Haltungen zu Wort melden, wo mancher bezweifelt, dass man das noch sagen darf. Dieses Manifest ist für mich ein Debattenbeitrag, den es selbstverständlich geben darf. Meinungsvielfalt ist bereichernd für eine Fraktion, auch wenn die Debatten

teilweise Kräfte zehren. Wichtig ist vor allem, dass sowohl Fraktionsführung als auch Abgeordnete am Ende deutlich machen: Wir sind ein Ganzes.

Was hat Sie damals zur Kirche gebracht?

Dass ich kirchlich engagiert war, ist nicht selbstverständlich. Mein Vater war Erzieher in einem Jugendheim, meine Mutter Schwesternhelferin in einem von Nonnen geleiteten Krankenhaus. Sie haben dort wohl oft fehlende Barmherzigkeit erlebt bis hin zu Bigotterie. Deswegen haben sie mir und meiner Zwillingschwester die Kirche bewusst nicht mit auf den Lebensweg gegeben. Dann kam aber die Lebensphase, wo sich unsere Freunde zum Konfirmandenunterricht anmeldeten. Und da haben wir dann mitgemacht. Ich hatte einen tollen Pastor, der den Unterricht gemeinsam mit Ehrenamtlichen, sogenannten Teamern, gestaltet hat. Außerdem war er hochpolitisch. Es ging bei ihm immer sehr stark um Gerechtigkeitsfragen. Und da merkte ich, das ist es.

Was genau hat Sie überzeugt?

Ich habe die Ungleichverteilung von Wohlstand zwischen Nord- und Südhälfte und den Einfluss der Wirtschaft auf den afrikanischen Kontinent damals als

schreiende Ungerechtigkeit begriffen und wir haben mit der Kirche dann Aktionen dazu gemacht in unserem Einkaufszentrum. Es ging aber auch um Krieg und Frieden. Immer natürlich in Verbindung mit dem biblischen Kontext, dem christlichen Menschenbild. Damals ist einerseits mein politisches Herz erwacht, aber ich fand auch die Verbindung zum Spirituellen spannend. Die Erkenntnis, dass wir Menschen nicht greifen können, was wir aber spüren: Gott. Eine behütende Kraft. Ich ließ mich dann konfirmieren und wurde selbst Teamer, bin voll eingestiegen in unsere Kirchengemeinde, wo der CVJM Jugendarbeit gemacht hat. Ich habe eine Kinderbibelgruppe geleitet, habe Sommerfreizeiten für Jugendliche organisiert, in der Christmette an Weihnachten mitgewirkt und war in unserer offenen Jugendarbeit aktiv, einer Teestube mitten in einem nicht so guten Viertel meiner Laatzener Heimat. Ich bin dann auch in den Vorstand des CVJM gegangen. Meine Eltern wussten dann immer schon an Weihnachten: Die Kinder sind nur bis 21 Uhr da, dann arbeiten die in der Teestube mit.

Sie beschreiben die Kirche als sehr politischen Ort. Gemessen an Ihren

eigenen Überzeugungen: Ist Jesus für Sie ein Linker?

Ja, Jesus ist ein Linker. Anders kann ich mir das gar nicht vorstellen. Jesus hat immer auf die Gemeinschaft gesetzt, auf Solidarität. Und haben Sie mal die Bergpredigt gelesen? Die ist hochpolitisch und heute wäre sie eindeutig links.

Welche Rolle spielen die Fragen von Leben, Tod, Ewigkeit für Ihren Glauben – neben der ganzen Politik?

„Wenn Jens Spahn zum Selfie ansetzt, dann dücke ich mich auch nicht aus dem Bild.“

Daran arbeite ich noch. Ich bin davon überzeugt, dass es etwas gibt, was wir alle nicht richtig wissen, aber was wir spüren und fühlen können. Als mein Vater starb, war für mich der Glaube, dass nach dem Tod noch etwas kommt, ganz zentral. Wenn es mir schlecht geht, dann weiß ich mich aufgefangen durch Kräfte, die einerseits in mir sind, die ich aber auch zulassen muss. Dazu gehört für mich der Glaube. Ohne diese große Sicherheit könnte ich keine Politik machen.

Was ist heute übrig geblieben von dieser sehr intensiven Jugendzeit mit Spiritualität und politischer Kirche?

Letztlich ist meine partei- und kommunalpolitische Aktivität daraus gewachsen. Die Kirche und der CVJM haben mich in die Politik gebracht. Denn irgendwann wollte der Rat der Stadt Laatzen die Zuschüsse für unsere kirchlichen Sommerfreizeiten streichen. Damit war ich natürlich nicht einverstanden. Ich habe mich dann bei der Kommunalwahl für die SPD aufstellen lassen. Mit 23 Jahren wurde ich jüngstes Stadtratsmitglied und habe die Freizeithilfen wieder eingeführt.

Beim diesjährigen Kirchentag sagten Sie: „Kirche darf niemals unpolitisch sein.“ Wenige Monate später, als es um die Nichtwahl von Frauke Brosius-Gersdorf zur Verfassungsrichterin ging, schränkten Sie diese Aussage ein, vor allem in Richtung der katholischen Kirche: „Kirche kann durchaus politisch sein. Sich aber an dieser Hetze zu beteiligen, ist unchristlich.“ Was denn nun, darf Sie sich politisch äußern?

Oder nur in bestimmten Fällen oder auf eine bestimmte Art und Weise?

Die Kirche ist politisch, die gesamte Bibel ist hochpolitisch. Und natürlich darf und muss sich Kirche auch einbringen. Bei Brosius-Gersdorf fand ich problematisch, dass die Kirche sich an einer Kampagne beteiligt hat, die das Ziel hatte, gegen diese Frau zu hetzen. Ich habe mir damals die Frage gestellt: Was hätte Jesus getan? Oder anders: Was würde ich mir von ei-

nem Bischof wünschen? Und die Antwort ist diese: Ich wünschte mir, dass er dazwischen gegangen wäre. Vielleicht mit der Einschränkung: Ich teile nicht alles, was Frau Brosius-Gersdorf sagt. Aber das rechtfertigt nicht diese Art des Umgangs miteinander. Die christliche Variante wäre gewesen, das Verbindende zu betonen.

Sie haben damals besonders Bezug genommen auf Bischof Gössl, der in einer Predigt sagte, die Ernennung von Brosius-Gersdorf sei ein „innenpolitischer Skandal“ und ihre Haltung

„Jesus ist ein Linker. Anders kann ich mir das gar nicht vorstellen.“

zum Abtreibungsrecht sei intolerant und menschenverachtend. Ist das schon Hetze?

Ja. Denn der Ablauf dessen, was er als politischen Skandal bezeichnet hat, die Richterbenennung, ist essenziell für das Funktionieren der Demokratie. Frau Brosius-Gersdorf hat an keiner Stelle eine verfassungswidrige Position vertreten. Nach meiner Auffassung ist das, was sie sagt, inzwischen sogar herrschende Meinung. Bischof Gössl hat sich übrigens im Nachhinein für seine Worte entschuldigt und das finde ich auch gut so.

Konservative, allen voran die CDU, würden das Anstreben eines liberaleren Abtreibungsrechts kaum als herrschende Meinung bezeichnen.

Ja, aber zumindest ist es doch eine legitime Auffassung. Und die Aufstellung als Skandal zu bezeichnen, ist für mich eine deutliche Grenzüberschreitung.

Sie haben Widerspruch bekommen aus der eigenen Partei. Wolfgang Thierse sagte der „Welt“: Man solle sich nicht wundern, dass Katholiken ihre Grundüberzeugung von der Menschenwürde auch des ungeborenen Lebens vertreten. „Das ist nicht Kampagne, sondern hier wird eine Überzeugung vertreten.“

Eine Kampagne war das, was in rechten Netzwerken passiert ist. Und einige Bischöfe und Kardinäle haben da mitgemacht. Das war die Jagd auf eine Frau und da ist ein Damm gebrochen, der uns möglicherweise in der Demokratie und im Parlament noch lange beschäftigen wird.

Sie kritisieren vor allem den Ton der Debatte von rechts. Die CDU-Politikerin Elisabeth Winkelmeier-Becker warf der SPD und anderen ihrerseits unfaire Mittel vor. Es sei „infam“, ihre Haltung zu Menschenwürde und Lebensschutz als ‚rechts‘ zu diffamieren.“ Gilt der Vorwurf des ungemäßigten Tones also auch für Sie?

Ich diffamiere sie nicht als rechts. Wir haben aber nicht über die Frage von Schwangerschaftsabbrüchen abgestimmt, sondern über eine herausragend qualifizierte

Kandidatin für das höchste Richteramt. Problematisch war, dass es einen Vorschlag der SPD für den Richterposten gab, von dem ich erwarte, dass die Union ihn im Vorfeld der Wahl prüft. Wenn die Fraktionsführungen sich dann darauf verständigen, dann muss diese Zusage verlässlich sein. Dass diese Wahl scheiterte, hat weitreichende Konsequenzen. Was dieser Vertrauensbruch mit der Koalition gemacht hat, ist nicht zu unterschätzen. Am Ende müssen wir uns zusammenraufen und ich bin zuversichtlich, dass dies gelingt.

Teile der SPD forderten den Rücktritt Ihres CDU-Gegenübers Jens Spahn. Am Ende der parlamentarischen Sommerpause reisten Sie hingegen demonstrativ geeint durch die Ukrai-

ne oder zur Koalitionsklausur. Vom harten gegenseitigen Angriff auf Kuschelmodus in wenigen Tagen – wie geht das?

Das hängt auch mit meinem Menschenbild zusammen. Auch jemanden, der politisch eine völlig andere Auffassung hat als ich, sehe ich immer als Menschen, der möglicherweise gleiche Empfindungen hat wie ich. Dieser Person gegenüber trage ich auch eine Verantwortung im Miteinander. Dennoch, der Fall Brosius-Gersdorf war ein krasser Einschnitt für eine frisch gebildete Koalition. Hier ist an elementarer Stelle eine Zusage gebrochen worden. Und das musste ich auch massiv kritisieren.

Es gab viele sehr emotional gemachte Netzvideos von Ihnen von der Koalitionsklausur, die die mutmaßliche Freundschaft der Fraktionschefs betonten ...

Sie spielen auf das Selfie bei unserer Fraktionsklausur an? Ich bin nicht der, der da die Kamera hält. Aber wenn Jens Spahn zum Selfie ansetzt, dann ducke ich mich auch nicht aus dem Bild. Ich bin vorsichtig, Politik und Freundschaft zu vermischen. Jens Spahn und ich müssen zusammenarbeiten und das kann erträglich werden, wenn man es sich menschlich auch einfacher macht.

Dabei könnten Jens Spahn und Sie doch durchaus Freunde sein. Sie sind beide in derselben Lebensphase, sind beide christlich geprägt und haben einige biografische Ähnlichkeiten.

Wir erkennen uns an und haben Respekt füreinander. Das mündet aber für mich nicht darin, jeden zweiten Abend mit ihm Essen zu gehen. Über unseren Glauben haben wir ehrlicherweise noch nie gesprochen. Ich wusste lange Zeit auch gar nicht, dass er etwas mit der Kirche zu tun hat.

Was haben Sie aus dem Fall Brosius-Gersdorf gelernt?

Ich habe gelernt, dass die Koalition nicht so stabil ist, wie ich gedacht hatte. Und dass ich sehr genau gucken muss, was Zusagen wirklich wert sind.

Das ist eine Kritik am Koalitionspartner. Haben auch Sie persönlich etwas mitgenommen, was Sie künftig anders machen würden?

Ganz ehrlich? Bei der Richterwahl sehe ich bei uns keinen Fehler.

Herr Miersch, vielen Dank für das Gespräch. |

ZITAT DES ANSTOSSES

Das Interview mit Matthias Miersch erschien zuerst auf der Website von PRO. Die SPD-Bundestagsfraktion hat auf der Plattform „X“ dazu ein Zitatbild mit dem Satz aus dem Interview gepostet: „Jesus ist ein Linker“, im Post ergänzt um den Satz „Anders kann ich mir das gar nicht vorstellen. Jesus hat immer auf die Gemeinschaft gesetzt, auf Solidarität.“

Das hat dort einige – vornehmlich kritische – Reaktionen ausgelöst, auch von namhaften Politikern und Journalisten. **Konstantin von Notz**, stellvertretender Vorsitzender der Grünen-Bundestagsfraktion, bezeichnete Mierschs Aussage als „anmaßend und geschmacklos“. Diese Worte gebrauchte auch die Grünen-Politikerin **Katrin Göring-Eckardt**. Der Bundestagsabgeordnete und Generalsekretär der CDU Nordrhein-Westfalen **Paul Ziemiak** verwies auf die Zehn Gebote und kommentierte seinen Repost mit „Du sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen!“. **Stephan Grüger**, SPD-Abgeordneter im hessischen Landtag, konterte Ziemiak mit Matthäus 7, Vers 3 – „oder für Sie besser Vers 5“, das passe zu dessen Kritik an Miersch. In dem besagten Vers heißt es: „Du Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge; danach kannst du sehen und den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen.“

Der Journalist **Hasnain Kazim** meinte, es wäre zwar schön, wenn Politik Werte verträte. Doch Politiker sollten Religion nicht politisch instrumentalisieren. Das gelte auch für die SPD. **Julian Reichelt**, Chefredakteur der Nachrichtenplattform „Nius“, schrieb dazu sarkastisch, Jesus sei in erster Linie ein Jude, der von der SPD keine Waffe bekomme, um sich zu verteidigen. „Welt“-Journalist **Frédéric Schwilden** meinte, Mierschs Aussage sei peinlich, und repostete das Zitatbild mit der Bemerkung: „Das sind Sätze, die man niemals sagen sollte.“ In einer weiteren Reaktion betont er: „Jesus vereinnahmt man nicht. Jesus ist größer als Links oder Rechts.“

Der Journalist **Peter Welcher** riet der SPD spöttisch, auf Miersch Acht zu geben. Wenn er ankündige, über das Wasser zu laufen, solle sie einschreiten.

Der Originalpost der Bundestagsfraktion wurde bis Redaktionsschluss mehr als eine halbe Million Mal auf „X“ angezeigt und mehr als 400 Mal repostet. Viele der Reposts wurden erneut geteilt. Auf Instagram gab es über 2.000 Likes dafür, mehr als 700 Kommentare hinterließen die Nutzer dazu.



Ist Jesus ein Linker?

Lesen Sie bei PRO online einen Kommentar zu Mierschs Aussage: In diesem Satz steckt mehr, als man meinen könnte

► bit.ly/Zitat-Miersch



Das beschämende Zeugnis von Erika Kirk

Nach der Ermordung von Charlie Kirk debattiert die Republik lieber darüber, in welche Schublade das Opfer gehört, statt Mitgefühl zu zeigen. Über die Furcht vor dem Unbekannten, unsere Sehnsucht nach Eindeutigkeit – und die beschämenden Worte einer Witwe, die dem Mörder ihres Mannes vergibt.

Nicolai Franz

Er war ein Rassist, Rechtsextremist und Trump-Unterstützer“, sagten die Einen nach der Ermordung Charlie Kirks. „Er war ein Jesus-Nachfolger, ein Brückenbauer und Konservativer“, sagten die Anderen. Die Frage, was man von Charlie Kirk zu halten hatte, wurde in Deutschland so erbittert geführt wie wenige andere. Zwischentöne gab es kaum.

Kein Wunder: Wir wollen einfache Antworten. Weil es so viel leichter ist, unsere Meinung und Emotionen validieren zu lassen, statt sie zu hinterfragen. Soziale Netzwerke spülen uns Videoschnipsel in die Timeline, die bestätigen, was wir ohnehin schon zu wissen glaubten, sie nehmen uns den Zweifel am Thema und natürlich an uns selbst. Störendes wird ausgeblendet, Kontext vermieden, und wenn sich doch einmal ein anderslautender Beitrag zu uns verirrt, klicken wir auf „nicht interessiert“.

Dadurch sind wir immer schneller darin, die Menschen in Gut und Böse einzuteilen. Je weniger man etwas kennt, desto eher tendiert man zu „böse“. Wozu das führen kann, zeigte ZDF-USA-Korrespondent Elmar Theveßen. Er hatte bei „Markus Lanz“ gesagt, Kirk habe für die Steinigung Homosexueller geworben. Doch das war falsch. Eine LGBT-Aktivistin hatte eine „Christopher Street Day“-Parade mit dem Doppelgebot der Liebe aus Matthäus 22 gerechtfertigt. Jesus sagt darin, dass dies das gesamte „Gesetz“ (die Tora) zusammenfasse. Kirk kommentierte, man solle vorsichtig mit Bibelzitaten sein. Denn zum „Gesetz“ gehöre auch die Verurteilung homosexueller Handlungen (3. Mose 18), bis hin zur Steinigung. Kirk kritisierte also biblische Rosinenpickerei. Theveßen ruderte zunächst nur zaghaft zurück – um später seinen Fehler einzugestehen.

Suche nach der passenden Schublade

Kirk machte es einem aber auch nicht leicht: Er war eine Ausnahmeerscheinung und auch ambivalent, von Beginn an. Mit 18 Jahren gründete er die Organisation „Turning Point USA“ (TPUSA), mit der er die junge Generation an Highschools und Universitäten für Konservatismus und Kapitalismus gewinnen wollte. Binnen weniger Jahre entstanden Hunderte lokaler TPUSA-Campus-Gruppen. Der junge Aktivist war ein Gegner von „affirmative Action“, mit der die Diskriminierung von Minderheiten bekämpft



Charlie Kirk ging keiner Debatte aus dem Weg. Immer fand er deutliche Worte, die oft respektvoll, manchmal aber auch grenzüberschreitend waren. Am 10. September 2025 wurde er erschossen.

werden soll. Wenn er schwarze Piloten sehe, frage er sich, ob sie qualifiziert seien – oder ob sie ihren Job wegen einer Quotenregelung bekommen hätten. Kritiker legten das als Rassismus aus. Berühmt wurde er auch mit Debattiervideos: Kirk am Mikrofon auf einer Bühne, ein linker oder liberaler Student stellt eine kritische Frage, Kirk antwortet darauf, schlagfertig, selbstbewusst, oft auch laut. Er scheute den Disput nie – manchmal wertschätzend, manchmal aber auch in unflätigem Ton. Er rekrutierte Hundert-

Erika Kirk schloss die Augen, biss sich auf die Lippen, schaute nach oben, bevor sie über den Mörder ihres Mannes sagte: „Dieser junge Mann ... ich vergebe ihm.“



tausende, wenn nicht Millionen junger Menschen für die Sache der Republikaner, genauer: für Donald Trump. 2016 war Kirk noch skeptisch gegenüber Trump, später konnte die beiden kaum etwas voneinander trennen.

Über seinen Glauben äußerte sich Kirk zuletzt häufig. „Ich bin nichts ohne Jesus“, sagte er in seinem Podcast. „Ich bin ein Sünder. Ich bin der Ehre Gottes bei weitem nicht würdig – wir alle sind das nicht.“ Er habe in der fünften Klasse sein Leben Jesus gegeben, das sei die beste Entscheidung seines Lebens gewesen. „Alles, was ich tue, verkörpert Jesus Christus. Er ist der lebendige Gott.“ Kirk verknüpfte seinen Glauben in einer Weise mit seinem Konservatismus, dass es Christen hierzulande mulmig werden könnte. Denn die Verschmelzung von Religion und politischem Machtanspruch birgt Gefahren, und zwar, wie die Kirchengeschichte gezeigt hat, auch für das Christentum selbst. In diesem Oktober hätte Kirk in der großen christlichen Liberty University sprechen sollen. Dazu kam es nicht mehr. Die Universität reagierte mit Bestürzung auf den Tod Kirks, abends trafen sich Tausende auf dem Campus, um still für Kirks Frau und Kinder zu beten.

In Deutschland hingegen standen nicht mehr das Mordopfer und dessen Familie im Zentrum der Debatte, sondern der Streit, wer Charlie Kirk eigentlich war, oder: In welche Schublade man ihn stecken muss, um erst dann zu entscheiden, mit welchen Worten man über ihn sprechen darf. Bis dahin, dass nicht einmal mehr Trauer erlaubt war. Das bekam auch ein Dortmunder Fußballprofi zu spüren. Felix Nmecha schrieb auf Instagram: „Das Feiern der Ermordung eines zweifachen Vaters, eines Ehemannes und eines Mannes, der friedfertig für seine Überzeugungen

und Werte einstand, ist wahrhaft böse und zeigt noch mehr, dass wir Christus brauchen.“ Der „11 Freunde“-Chefredakteur Philipp Köster nannte das „knallharten und menschenverachtenden Rassismus“ und fragte: „Wie lange will sich der BVB das noch anschauen?“ Wer so in seinem Schubladendenken gefangen ist, dem kommt es wahrscheinlich nicht einmal komisch vor, wenn er als weißer Mann einem Schwarzen erklären will, was Rassismus ist. Im „Wort zum Sonntag“ sprach Annette Behnken über das „Gift“ des Hasses, das sich überall ausbreite. Kirk kam auch darin vor. Allerdings nicht als Opfer eines von giftigem Hass getriebenen Mörders. Stattdessen sagte sie über ihn: „Und das Gift wirkt weiter, wo ein rechtsradikaler Rassist verharmlost wird als ein Konservativer, der die Jugend begeistert habe.“ Wer diese Tatsache ausspreche, bekomme die Rechtfertigung eines Mordes unterstellt. Behnken fühlte sich an den „Verdreher“ erinnert: den Teufel.

Es gibt an dieser Wortwahl viel zu kritisieren. Vor allem aber führen diese Debatten von dem wahren Problem weg: Dass die Prioritäten verrutscht sind. Wer nach einem Mord mehr mit Kritik am Mordopfer beschäftigt ist als mit dem Opfer an sich und der Verurteilung der Tat, der offenbart seine Prioritäten. Auch wenn das nicht heißt, dass man den Mord gutheißt.

Politische Gegner zollen Respekt

Die Amerikaner sind wohl weiter als wir – zumindest jenseits der Trump-Truppe. Vielleicht auch, weil sie Kirk anders als die meisten Deutschen, die seinen Namen vor dessen Ermordung noch

nie gehört hatten, kannten. Der schwarze, liberale CNN-Moderator Van Jones erzählte, er und Kirk hätten sich online und vor laufender Kamera noch bis vor kurzem nichts geschenkt. Nach dem Mord habe er erfahren, dass Kirk ihm kurz vorher auf der Plattform „X“ eine Nachricht geschickt hatte, er wollte mit ihm reden: „Lass uns auf gute Weise uneinig sein.“ Van Jones zeigte sich beeindruckt, dass Kirk sich bei seinem „Erzfeind“ mit dieser Botschaft gemeldet habe. Nein, sie seien keine Freunde gewesen. „Aber du lobst das Gute, wenn man jemanden betrauert. Und was er tat, war gut. Er war nicht für Zensur, nicht für Bürgerkrieg oder Gewalt, sondern für offene Debatte und Dialog – sogar mit mir.“ Der Sozialist Bernie Sanders sagte, er habe politisch mit Kirk zwar nichts gemein. Den Rest seines Videos widmete er aber dem Respekt vor Kirks Lebenswerk, Mitgefühl für seine Familie und der Warnung davor, dass niemals jemand Angst haben darf, wegen seiner Meinung angegriffen zu werden. Granden wie Barack Obama oder der Republikaner Arnold Schwarzenegger fanden ähnliche Worte.

Donald Trumps MAGA-Truppe hingegen nutzte den Tod schamlos für ihre politischen Interessen. Die Gedenkfeier für Charlie Kirk geriet zu einer Mischung aus Wahlkampfshow und Gottesdienst. Aufrufe zum „Kampf“ mit der „geistlichen Waffenrüstung“ gegen die „Kräfte des Bösen“ gab es zahlreich, Appelle zur Versöhnung so gut wie nicht. Eine Ausnahme: Erika Kirk.

Die Witwe sagte mit tränenernersticker Stimme über den Mörder ihres Mannes: „Dieser junge Mann ... Ich vergebe ihm.“ Die Menge applaudierte. Viele wischten sich Tränen aus den Augen. „Ich vergebe ihm, weil es das ist, was Christus getan hat und das, was Charlie tun würde. Die Antwort auf Hass ist nicht Hass“, sagte sie. „Die Antwort, die wir vom Evangelium kennen, ist Liebe und immer Liebe. Liebe für unsere Feinde und Liebe für die, die uns verfolgen.“ Donald Trump schob gleich nach dem Auftritt der trauernden Mutter hinterher, dass er seine Feinde nicht liebe, sondern hasse: „Sorry, Erika.“ So abscheulich Trumps Worte sind, immerhin waren sie ehrlich. Sind wir so viel besser? Lieben wir unsere Feinde?

Die „Zeit“ kommentierte: „Selten klang etwas echter und ernster als die Vergebung in der Rede der Erika Kirk“, um gleich nachzuschieben: „Und doch bleibt die Frage: Ist ihre große, echte, als Meme gesetzte Vergebung am Ende bloß eine Geste, die niemand will?“

Doch, alle wollen Vergebung. Aber nicht alle können vergeben. Und genau deswegen beschämt Erika Kirks Zeugnis alle, die an der Spaltung festhalten wollen, egal auf welcher Seite sie stehen. Denn: Wenn eine Witwe dem Mörder ihres Mannes vergeben kann, wer kann es dann nicht? Wer kann dann nicht wenigstens denen mit aufrichtigem Respekt begegnen, deren Meinungen man rundherum ablehnt?

Elmar Theveßen zeigte sich im Podcast des „ZDF Auslandsjournals“ sichtlich bewegt vom Zeugnis Erika Kirks. Über seine falsche Aussage zu Kirk sagte er: Solche Fehler passierten im Eifer des Gefechts, „wenn man eine gewisse Selbstgewissheit mitbringt“. Dass Erika Kirk dem Mörder ihres Mannes vergeben habe und ihre Botschaft, auf Hass mit Liebe zu antworten, sei für ihn ein Ansporn, „dass man sich vorsichtiger äußert, nicht überall ein Label drauf klebt und vor allen Dingen das nur tut, wenn man es auch eindeutig belegen kann“. Und: „Ich bitte um Entschuldigung dafür, dass ich das gemacht habe.“ |

DWGradio

Das Wort Gottes Radio



*Ein Tag
erzählt es dem anderen,
und eine Nacht
teilt es der anderen mit.*

Psalm 19,3

**Rund
um die
Uhr wertvolle
Nachrichten:**
Hören. Glauben.
Leben.



dwgradio.de

KI für Profis und Organisationen

Sie wollen die wesentlichen Anwendungen in Ihrer Organisation einsetzen und KI in Ihren täglichen Workflow und Arbeitsalltag integrieren? Dann sind Sie bei unserem Workshop genau richtig!



Darum geht es:

6.-7. NOVEMBER 2025

PREIS €499,00

- ✓ Ziele und Nutzen von KI für Organisationen: Effizienzsteigerung, Reichweite, Wirkungsmessung uvm.
- ✓ Wie KI die Wirkung einer Organisation unterstützen kann
- ✓ Change-Management & Implementierung: Wie KI nachhaltig in der Organisation eingeführt wird
- ✓ Aufbau von KI-Kompetenzteams oder KI-Botschaftern
- ✓ Takeaway: Entwicklung eines KI-Pilotprojektes oder Anwendungsplans



publicon.org
info@publicon.org

✦ Jetzt anmelden

ORT Christliche Medieninitiative pro e.V. / publicon / Alt-Moabit 92 / 10559 Berlin
Auch Online-Teilnahme möglich!

REFERENT Stephan Sommer-Schulz, Informatiker, Mitgründer und Vorstandsmitglied der NEXT Data Services AG, langjährige Erfahrung in professioneller Implementierung von KI Anwendungen, im Leitungsteam von Biblebots e.V.

Auf Empfang schalten

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk hat den Auftrag, den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern. Dafür müsste er mehr mit den Menschen in Dialog treten und Verständigung fördern, zeigt eine Studie. Dass es daran fehlt, verdeutlicht der Fall Julia Ruhs.

Jonathan Steinert

Um den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Deutschland ist es nicht gut bestellt. Das finden drei Viertel der Menschen im Land: 76 Prozent gaben in einer repräsentativen Studie an, dass sie einer solchen Aussage weitgehend oder vollkommen zustimmten. Für die Studie haben die drei öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten ARD, ZDF und Deutschlandradio 1.351 Personen ab 14 Jahren befragt. Vor allem wollten die Anstalten wissen, welchen Beitrag sie in den Augen der Bevölkerung zum Zusammenhalt leisten können und inwiefern sie deren Erwartungen gerecht werden. Die Ergebnisse wurden Mitte September vorgestellt – zu einem Zeitpunkt, der für eine Studie zu diesem Thema brisanter kaum sein könnte. Denn in jenen Tagen sorgte der öffentlich-rechtliche Rundfunk für hitzige Diskussionen: wegen problematischer Äußerungen, die die ZDF-Journalisten Elmar Theveßen und Dunja Hayali über den ermordeten amerikanischen Polit-Aktivisten Charlie Kirk machten und weil der NDR sich von der Journalistin Julia Ruhs trennte.

Konservative Reizfigur

Diese Beispiele stellen eher infrage, ob der öffentlich-rechtliche Rundfunk – wie es sein gesetzlicher Auftrag ist – den Zusammenhalt der Gesellschaft fördert. Insbesondere dann, wenn es besonders nötig wäre: bei den Themen, wo sich die Menschen im Land teilweise unversöhnlich gegenüber stehen. Kirk war eine derart polarisierende Figur, dass allzu grobe Einordnungen und unpräzise Charakterisierungen im Fernsehen die Emotionen anheizten. Für die deutsche Medienöffentlichkeit dürfte der Fall Julia Ruhs jedoch der gravierendere sein. Die junge Journalistin, Jahrgang 1994, hat im August ein Buch über die „links-grüne Meinungsmacht“ veröffentlicht. Darin beschreibt sie vor allem ihre persönliche Sicht



Die Journalistin Julia Ruhs wurde zu einem Symbol dafür, dass sich Teile des öffentlich-rechtlichen Rundfunks mit konservativen Stimmen schwertun

und eigene Erfahrungen damit, wie sie mit ihren konservativen Ansichten im medialen Diskurs aneckt und feststellt, dass diese nicht Mainstream sind. Größere öffentliche Aufmerksamkeit zog Ruhs erstmals auf sich, als sie sich als Volontärin beim Bayerischen Rundfunk im ARD-Mittagsmagazin gegen das Gendern aussprach und sich einen Shitstorm in den sozialen Medien einhandelte. Ende 2023 bezog sie in ihrem ersten Kommentar für die „Tagesthemen“ Position für mehr Abschiebungen – und „die linksgrüne Schnappatmung brach aus“. So formuliert sie es in ihrem Buch. Das sind keine radikalen Positionen, viele Menschen aus der „Mitte der Gesellschaft“ würden ihnen wohl zustimmen. Spätestens aber mit dem ARD-Format „Klar“ über Streitthemen der Gesellschaft dürfte sie in Teilen der Medienwelt zu einer Reizfigur geworden sein. In der ersten von drei Pilotfolgen dieser Reportagesendung, die Bayerischer und Norddeutscher Rundfunk gemeinsam produzieren, thematisiert Ruhs mit ihrem Team negative Folgen der Migration. Sie begleitet unter anderem einen Mann, dessen Tochter von einem abgelehnten Asylbewerber erstochen wurde. Mit ihrer Rolle als konservatives Gesicht im öffentlich-rechtlichen Fernsehen kokettiert Ruhs mit zunehmender Bekanntheit auch und inszeniert sich als Gegenpol zur „linksgrünen Meinungsmacht“. Dass sie einen Nerv trifft, zeigen die Reaktionen.



Verständigung tut not

Die Studie zum gesellschaftlichen Zusammenhalt zeigt, dass die Menschen hohe Erwartungen an den gebührenfinanzierten Rundfunk haben: 82 Prozent der Befragten erwarten, dass dieser zum gesellschaftlichen Zusammenhalt beiträgt. Dass er das tut, gestand jedoch nur etwas mehr als jeder Zweite den Sendern zu. Damit kamen sie bei einer Auswahl von zwölf gesellschaftlichen Einrichtungen auf den vierten Rang, vor den Tageszeitungen und hinter Sportvereinen, Wissenschaft und Bundesverfassungsgericht. Am wenigsten tragen aus Sicht der Befragten die Kirchen

„Der öffentlich-rechtliche Rundfunk hat sich lange Zeit als Sender verstanden. Das Bedürfnis des Dialogs ist hingegen gewachsen.“

zum Zusammenhalt bei – diese landeten mit 28 Prozent Zustimmung auf dem letzten Platz, noch hinter Tiktok und den Parteien. In einigen Punkten fallen die Anstalten deutlich hinter den Erwartungen der Befragten zurück. Dass unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen, Meinungen und Anschauungen zu Wort kommen, finden 57 Prozent. Den Eindruck, die Sender fördern das Verständnis für andere Menschen und bieten Anregungen für neue Sichtweisen, hat gut die Hälfte. Nur 44 Prozent finden Möglichkeiten, um als Nutzer die Meinung zum Programm sagen zu können.

Jan-Hinrik Schmidt, der die Studie vonseiten des Hans-Bredow-Instituts für Medienforschung beratend begleitete, empfahl den Sendern, die gesellschaftliche Verständigung stärker zu fördern. Sie sollten ansprechbar sein, in den Dialog gehen und auch die Vielfalt von Ansichten abbilden. „Der öffentlich-rechtliche Rundfunk hat sich lange Zeit als Sender verstanden. Das Bedürfnis des Dialogs ist hingegen gewachsen“, sagte er bei der Präsentation der Studie.

Es dürfte dem Zusammenhalt nicht dienen, einfach ein paar mehr konservative Stimmen ins Programm zu holen oder einzelne Gesichter als konservatives Aushängeschild zu inszenieren, um eine ideologische Balance herzustellen. Allzu leicht bedient das ein Lagerdenken, das es ja bestenfalls zu überwinden gilt. Die Studie zeigt: Die Sender müssen bereit sein, zu verstehen und zu berichten, was die Menschen im Land beschäftigt und wie sie ticken – und akzeptieren, dass sie das möglicherweise anders tun als ein Großteil der journalistischen Elite. Das schreibt auch Julia Ruhs in ihrem Buch. Vielleicht lohnt es sich dafür, die Neugier für das Unbekannte als erste Tugend eines Journalisten wiederzuentdecken. Wenn die Sender das nicht überzeugend schaffen, dann verfehlen sie nicht nur ihren Auftrag. Dann tragen sie auch noch dazu bei, dass Teile der Gesellschaft sich immer weiter voneinander entfremden. |

Die Sendung über Migration stieß bei vielen Zuschauern auf Zustimmung, löste aber auch eine Welle der Empörung aus. 250 Mitarbeiter des NDR wandten sich in einem Brief direkt an die Senderleitung, weil der Beitrag journalistischen Standards nicht genügt haben soll. Die NDR-Journalistin Anja Reschke ließ sich dazu hinreißen, in ihrer eigenen Sendung „Reschkefernsehen“ den Beitrag subtil-satirisch aus dem Mund ihrer Sprechpuppe als rechtsextrem zu bezeichnen. Auch Jan Böhmermann spotete in seiner Sendung darüber. Eine Programmbeschwerde zu dem „Klar“-Beitrag wies der Rundfunkrat zurück, gab der Redaktion aber Hinweise auf qualitative Mängel mit. Das Format „Klar“ wird weitergehen, doch der NDR möchte dabei nicht mehr mit Ruhs zusammenarbeiten. Stattdessen wird Tanit Koch, ehemalige Chefredakteurin der „Bild“-Zeitung, die Folgen moderieren, die der Sender verantwortet. Ruhs tritt nur für die Episoden des BR weiter in Erscheinung. Abermals war der Aufschrei groß – nur diesmal aus einem anderen medialen und politischen Lager: Der NDR blende konservative Stimmen aus und knicke vor internem Druck ein, so das Echo. Was auch immer die genauen Gründe für die Entscheidung des NDR waren: Der Fall dürfte viele Vorurteile gegenüber dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk bestätigen haben.

AXEL CAESAR SPRINGER

Im Frieden mit Gott

Vor 40 Jahren starb der wohl einflussreichste deutsche Zeitungsverleger, Axel Springer. Aufzeichnungen seiner Witwe und Erbin Friede Springer zeigen, welche Bedeutung der Glaube in dessen letzten Lebensjahren für das Ehepaar hatte. Der Verleger schied als überzeugter Christ aus dem Leben.

Günther Klempnauer

Axel Springer wurde 1912 in Altona geboren. 1946 gibt Springer erstmals die Radio-Programmzeitschrift „Hör Zu!“ heraus, die später in „Hörzu“ umbenannt wurde und sich mit einer Auflage von vier Millionen Heften zum auflagenstärksten Magazin in Europa entwickelte. Als Springer 1948 die Lizenz für eine Tageszeitung erhielt, brachte er das „Hamburger Abendblatt“ heraus. 1952 erschien mit „Bild“ das erste Boulevardblatt Deutschlands – heute die Zeitung mit der größten Auflage. Ein Jahr später ging „Die Welt“ an den Start, später kamen weitere Blätter dazu. Springer setzte sich publizistisch und persönlich für die Aussöhnung mit den Juden sowie für die deutsche Wiedervereinigung ein. Das legte er ebenso in den Verlagsstatuten fest wie den Einsatz gegen Totalitarismus und für soziale Marktwirtschaft. Für sein Engagement erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem die Ehrendoktorwürden zweier israelischer Universitäten. Seit den 60er Jahren wurden Springer und sein Verlag von politisch linker Seite attackiert. Springer war fünfmal verheiratet, zuletzt ab 1978 mit Friede Springer, die heute stellvertretende Aufsichtsratsvorsitzende des Springer-Konzerns ist. Springer hatte drei eigene Kinder. Er starb am 12. September 1985. Die Axel Springer SE ist heute mit mehr als 10.000 Mitarbeitern ein internationales, digitales Medienunternehmen in Familienbesitz. Dazu gehören Medienmarken wie „Welt“, „Bild“, „Politico“, „Business Insider“ wie auch die Vergleichsplattform „idealo“.

Axel Springer, geboren 1912, war Zeitungsverleger, Gründer und Inhaber der heutigen Axel Springer SE, eines der bedeutendsten und größten Medienkonzerne Europas. Ende 1945 erhielt Axel Springer zusammen mit seinem Vater von der in Hamburg zuständigen britischen Militärregierung eine Lizenz zur Publikation von Büchern. Bald darauf begann der Aufstieg seines Imperiums, zu dem heute neben vielen anderen die Medienmarken „Welt“ und „Bild“ gehören. Schnell wuchs der Medienkonzern, auch durch den Kauf auflagenstarker Zeitungen und Zeitschriften. Die Wiedervereinigung Deutschlands war Springer ebenso eine Herzensangelegenheit wie die Existenz des Staates Israel.

Für sein Engagement, besonders auch für die Aussöhnung mit Israel, erhielt Axel Springer mehrere Auszeichnungen, unter anderem den Ehrentitel „Bewahrer Jerusalems“ und den Theodor-Herzl-Preis des Jüdischen Weltkongresses, ferner das Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband der Bundesrepublik Deutschland und den Konrad-Adenauer-Preis der Deutschland-Stiftung.

Für die Freiheit

Der langjährige Weggefährte und enge Vertraute Springers im Berliner Verlagshaus war Ernst Cramer. Der damals 73-jährige Vorstandsvorsitzende der Axel-Springer-Stiftung sprach voller Hochachtung von seinem Chef, der sich Tag und Nacht Sorgen gemacht habe um die Qualität seiner Zeitungen, um die Zukunft seines Landes, um die Sicherheit des von ihm geliebten Volkes Israel. Cramer, der als Jude die Grausamkeit der Nazis selbst durchlebt hatte, war beeindruckt von Springers Verantwortung für die Untaten des nationalsozialistischen Regimes, die wie ein persön-

Axel Springer, 1966, porträtiert von seinem Sohn Axel Springer jr., der unter dem Pseudonym Sven Simon als Fotograf arbeitete. Er nahm sich 1980 das Leben.

Foto: picture-alliance / Sven Simon | Sven Simon

liches Kreuz auf ihm gelastet hätten. Die Unfreiheit in der damaligen DDR und im kommunistischen Osteuropa hätten Springer buchstäblich krank gemacht. Vor allem habe er darunter gelitten, dass er die ersehnte Wiedervereinigung seines Landes nicht mehr erleben würde – er starb vier Jahre vorher.

Zeit lebens setzte sich Axel Springer für die politische Freiheit in Ost und West ein. Nicht an die Freiheit glauben hätte für ihn geheißen, Gott zu verleugnen und die Welt dem Teufel zu überantworten. Er war überzeugt, dass der Niedergang der westlichen Kultur nicht mit politischen Ideen und Anordnungen, sondern nur durch eine religiöse Erneuerung aufgehalten werden könne. Oft zitierte er in diesem Zusammenhang den Liederdichter Friedrich von Logau: „Ist Friede da mit Gott, wird Friede Friede sein.“

Suche nach einem geistlichen Zuhause

1966 eröffnete er sein neu errichtetes Verlagshaus als Kampfansage an das kommunistische DDR-Regime in direkter Nähe zur Berliner Mauer. Kein anderer Verleger und Politiker wies auf die Menschenrechtsverletzungen in kommunistischen Staaten so vehement hin wie Springer. Sein ärgster Feind war der Staatssicherheitsdienst der DDR, der auch die linksgerichtete 68er-Studentenrevolte erheblich beeinflusste. Ihr Feindbild war die Springerpresse, weil sie ein bürgerliches und wertkonserva-

tives Welt- und Politikbild vermittelte und den Kommunismus entschieden bekämpfte. Die gesellschaftliche Kritik an dem die Medien dominierenden Verleger wurde unter der Parole „Enteignet Springer!“ laut und entlud sich 1972 auch in einem Bombenanschlag der „Roten Armee Fraktion“ (RAF) auf das Springer-Verlagshaus in Hamburg. Der zeitweilig unter Polizeischutz stehende Verleger fühlte sich vom Staat, aber besonders von der West-Berliner evangelischen Kirche im Stich gelassen, die er mit Millionenbeträgen unterstützt hatte. Er kritisierte die Kirche, weil sie seiner Meinung nach eine Umformung der christlichen Botschaft durch geistliche Politologen und ideologische Quacksalber gestatten würde und die Terroranschläge auf das Springer-Imperium nicht verurteilte.

Sein geistliches Zuhause fand er in der Selbstständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche. Ihr Bischof Jobst Schöne erinnert sich an seine erste Begegnung mit dem trostbedürftigen Verleger: „Er schien recht wehrlos geworden zu sein gegen die Angriffe, die allenthalben gegen ihn vorgetragen wurden. 1969 ging die Kampagne gegen seine Zeitungen, sein Verlagshaus, seine Person ihrem Höhepunkt zu. Was er für das geteilte Berlin, für Aussöhnung mit Israel, für unzählige Menschen in Ost und West getan hatte, seine großzügige Hilfsbereitschaft, das alles schien vergessen. Wer ihn angriff, durfte auf Beifall hoffen. Und nicht zuletzt kirchliche Kreise stellten sich unverhohlen hinter seine Gegner.“ Er fährt fort: „Dass er so wehrlos schien, hing, wie ich später begriff, auch damit zusammen, dass er einen anderen und unbestechlichen Richter über sich wusste. Er suchte eine Kirche, die sich auf Gottes Wort zu stellen bereit war. Nicht zuletzt für sich selbst brauchte er den Halt und die Kraft, die dem Glauben aus dem Wort und Sakrament Gottes zufließen. ‚Sie werden jetzt nicht in eine Kirche kommen, die sich politisch auf Axel Springers Seite schlägt‘, sagte ich ihm. ‚Wir haben nicht in Politik hineinzureden, sondern etwas anderes zu verkündigen, den Willen und die Liebe Gottes.‘ Seine Antwort: ‚Genau das will ich‘, und dabei blieb es.“ Friede Springer fühlt sich heute noch wohl in dieser Kirche.

In einem Brief an seinen Sohn Nicolaus schrieb Springer 1979: „Heute habe ich eine Bitte an Dich. Höre im Religionsunterricht gut zu und lass dich bald konfirmieren. Als ich jung war wie du, wollte ich von den Sachen auch nichts wissen. Heut würden mir die Grundkenntnisse, zu denen eines Tages der Glaube an Christus ganz von selbst kommt, furchtbar fehlen. Gott schickte Christus auf die Welt, damit wir Ihn, Gott, überhaupt verstehen können. Eines Tages wirst du es verstehen.“ Er erinnerte sich an seine eigene Konfirmation am 1. April 1928. Seine Mutter schrieb in sein Gesangbuch: „Das Leben ist nichts als ein Weg, um etwas zu werden.“ Der Pastor hatte ihm einen Spruch aus dem Neuen Testament gegeben: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ (Matthäus 16,26). Dazu bemerkte er: „Ich versuche immer bei allen äußeren Erfolgen, nicht Schaden an meiner Seele zu nehmen. Bescheiden und demütig muss man sein.“

Das Springer-Hochhaus in Berlin mit der wohl berühmtesten Titelseite der „Bild“-Zeitung zur Papstwahl Josef Ratzingers. „Bild“ ist die deutsche Tageszeitung mit der höchsten Auflage. Zugleich ist sie wegen der Art ihrer Berichterstattung umstritten.



Tod, wo ist dein Stachel?

Am 3. Januar 1980 beging sein geliebter Sohn Axel Springer jr. im Alter von 39 Jahren auf einer Hamburger Parkbank Selbstmord. Dieses tragische Ereignis führte dazu, dass sich der Verleger in der Folgezeit zunehmend aus der Öffentlichkeit zurückzog. Auf der Todesanzeige seines verstorbenen Sohnes stand das sogenannte Herzensgebet: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme Dich seiner.“ Auf die Frage, warum Friede Springer darüber schreibt, wie wenige Jahre später ihr Mann starb, antwortet sie: „Axel hatte vor einigen Jahren einen Artikel über das Wort des Apostels Paulus ‚Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?‘ (1. Korinther 15,55) in der ‚Bild‘-Zeitung veröffentlicht. Er hatte sich viel mit dem Tod beschäftigt, auch mit mir darüber gesprochen. Deshalb meine ich, jede Heimsuchung, die sich im Glauben vollendet, kann einen Weg weisen. Ich möchte mit dem, was ich niedergeschrieben habe, mithelfen, anderen die Angst vor dem Tod zu nehmen.“

Sie erzählt, wie ihr Mann 1985 noch trotz einer Grippeerkrankung an der Tagung des neuen erweiterten Aufsichtsrats der Axel Springer Verlag AG in Berlin teilnahm und sich, sobald er zurück zu Hause war, ins Bett legte. Er hatte hohes Fieber und blieb die folgenden zweieinhalb Wochen fast nur im Bett. Kurzfristig ging es ihm noch einmal besser, doch am 21. September 1985 war der Weg ins Krankenhaus unausweichlich. Als seine Frau ihm am nächsten Morgen besuchte, durchfuhr sie ein Schrecken: „Ich wusste beim ersten Blick, dass Axel diesen Tag nicht überleben würde. Es war eine furchtbare Erkenntnis“, schreibt sie über diesen Moment.

Weiter schildert sie in ihren Aufzeichnungen: „Er freute sich, mich zu sehen, nahm meine Hand und sagte: ‚Du bist fabelhaft.‘ Ich zeigte ihm, was ich mitgebracht hatte, und las ihm die Losung vor, die auf seinem Kalender stand: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt.‘ (Johannes 11,25). Die Tränen liefen mir über das Gesicht. Axel verstand meine Tränen nicht, als ich meinte: ‚Das ist für dich geschrieben.‘ Er nickte, zwinkerte mir zu und fragte: ‚Warum weinst du?‘ Ich hatte keine Antwort. Wir sahen uns an. Axel strahlte eine heitere Gelassenheit aus, war voller Frieden. Er fror nicht, er hatte keine Schmerzen, nichts quälte ihn mehr. Alles war für ihn in Ordnung. Ich aber fragte ihn voller Sorge: ‚Axel, wie geht es dir?‘ Er schaute mich an und sagte mit etwas verzerrter Stimme: ‚Es könnte nicht besser sein!‘ Im gleichen Moment hörte sein Herz zu schlagen auf.“ Axel Springer wurde noch einmal reanimiert und beatmet. „Viele Stunden saß ich da, bis sein Atem ganz langsam zu Ende ging, bis sein Leben verhauchte. Es hatte sich vollendet“, erinnert sich Friede Springer. Und sie schließt: „Den Schlusschor der Johannespassion, den er so liebte, in dessen Geist er in den letzten Lebensjahren lebte und den er oft zitierte, ist nun gewiss die von ihm so ersehnte Wirklichkeit geworden: ‚Aldann vom Tod erwecke mich, dass meine Augen sehen dich in aller Freud‘, o Gottes Sohn, mein Heiland und Genadenthron! Herr Jesu Christ, erhöre mich. Ich will dich preisen ewiglich!“

Und was bedeutet Friede Springer der Glaube an Jesus Christus, der die Auferstehung und das Leben ist? „Ganz einfach“, antwortete sie, „mein christlicher Glaube ist die Grundlage für mein ganzes Leben, er ist lebensnotwendig.“



WIRST DU AN IHRER SEITE STEHEN?

SEMINARE FÜR LEITER UND STUDIERENDE



Was ich mitnehme: Wie kann ich für meine verfolgten Geschwister beten und wie halte ich dieses Anliegen in unserer Kirche wach.

Tobi Teichen, Leitender Pastor ICF München



Weitere Informationen und Anmeldung unter www.opendoors.de/seminare



OpenDoors

Im Dienst der verfolgten **Christen** weltweit

Ist das Kirche oder kann das weg?

Die Kirchenpresse steht wirtschaftlich unter Druck. Abozahlen gehen zurück, die Umstellung auf digital läuft schleppend. Doch es gibt Wege, um der kirchlichen Publizistik ein neues Image zu geben.

Willi Wild

Manchmal komme ich mir wie ein Mediendino vor. Erste journalistische Gehversuche habe ich bei der Lokalredaktion der „Fürther Nachrichten“ gemacht. Auch die bayerische Kirchengebietspresse nahm von Zeit zu Zeit meine Texte. Das Evangelische Sonntagsblatt aus Bayern zählte da noch knapp 50.000 Abonnenten. Die Christliche Medieninitiative pro, die zu der Zeit noch „KEP“ hieß, lernte ich 1986 kennen. Zusammen mit Wolfgang Baake startete ich eine Unterschriftenaktion mit der Forderung „Mehr christliche Popmusik im Bayerischen Rundfunk“. Ergebnis: 8.000 Unterschriften und eine zehnminütige Sendereihe „Halleluja in Pop“ am Sonntagmorgen. Nach Volontariat und Mauerfall war ich fast 25 Jahre moderierender Redakteur beim Mitteldeutschen Rundfunk. Nun bin ich mittlerweile auch schon wieder zehn Jahre Chefredakteur der Mitteldeutschen Kirchenzeitung „Glaube+Heimat“. Mit dem Wechsel vom Rundfunk zur Kirchenzeitung für Thüringen, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Teile Brandenburgs, bin ich zu meinen journalistischen Wurzeln zurückgekehrt.

2024 konnten wir mit unserem kleinen engagierten Redaktionsteam und vielen Lesern groß 100 Jahre „Glaube+Heimat“ feiern. Damit ist sie eine der ältesten noch existierenden Kirchenzeitungen in Deutschland. Nach 1945 wurde die Kirchenpresse von den Kirchenleitungen als Korrektiv eingesetzt. Man wollte mit dem Neuanfang auch Fehler der Vergangenheit vermeiden und eine unabhängige journalistische Berichterstattung sowie eine publizistische Kontrolle einrichten. Damit waren die Kirchenzeitungen nicht nur Teil des kirchlichen Verkündigungsdienstes, sondern auch kritische Begleiter der Landeskirchen, die halfen, Versäumnisse und Missstände offenzulegen. Dass das nicht in allen Landeskirchenämtern Gefallen gefunden hat, kann man sich denken.

Ohne Kirchenpresse fehlt etwas

Gerade in der DDR boten die Kirchenzeitungen eine Plattform für innerkirchliche Debatten und darüber hinaus für politische Diskussionen. Im engen Rahmen der Möglichkeiten war dort zu lesen, was man woanders nicht fand. Das hatte natürlich Folgen und zeigte die Relevanz. Mehr als ein Drittel der Ausgaben der fünf evangelischen Zeitungen mit einer Gesamtauflage von 150.000 Exemplaren wurden 1988 zensiert oder gar nicht ge-

druckt, schreibt die Journalistin Bettina Röder im Buch „Evangelische Publizistik – wohin?“ über die Zensur vor der Friedlichen Revolution. Die Abonnements waren begehrt, das Papier allerdings kontingentiert, sodass jedes Exemplar weitergereicht wurde und durch viele Hände ging.

Resonanz und Abo-Zahlen gingen nach der Wende rasant nach unten. Das lag nicht am Inhalt. Doch das Informationsangebot erweiterte sich schlagartig und dagegen hatten die kirchlichen Traditionstitel keine Chance. Außerdem standen nun andere Dinge im Vordergrund. Man musste rechnen. Den nächsten Einschnitt bekamen Kirchenzeitungen in Ost und West gleichermaßen zu spüren. Mit Internet und kostenlosen digitalen, auch kirchlichen Informationsquellen verlor die Kirchenpresse immer mehr an Boden und Bedeutung. Fast unbemerkt von der Öffentlichkeit vollzog sich ein schleichender Ausverkauf des kirchlichen Journalismus. Nahezu geräuschlos werden kirchliche Wochenzeitungen aus Kostengründen vom Markt genommen. Landeskirchliche Publizistik wird absenderorientiert ausgerichtet und zum Instrument der Öffentlichkeitsarbeit. Das hatte sich der Urvater der evangelischen Publizistik, Robert Geisendörfer, damals anders gedacht, als er die Unabhängigkeit der kirchlichen Publizistik von kirchenamtlichen Weisungen proklamierte. Die Kirchengebietspresse sollte ein loyal-kritisches Gegenüber der Landeskirche mit einer Brückenfunktion zwischen Kirchenleitung und Gemeindebasis sein. Das Zauberwort „digitale Mitgliederkommunikation“ hat in seiner analogen Printversion über einige Jahrzehnte sehr gut funktioniert und den Verlagen zum Teil satte Gewinne beschert. Doch das ist längst Geschichte.

Ist das Kirche, oder kann das weg? Anders gefragt: Was fehlt, wenn es keine Kirchenzeitung mehr gibt? Die Medienwissenschaftlerin und evangelische Theologin Johanna Haberer sprach 2005 in einem Vortrag in Leipzig von der „regionalen Tiefenwirkung“ als gewichtigstem publizistischen Beitrag der Kirchenzeitungen. „Diese Blätter haben die Kirche dort im Auge, wo sie am vitalsten ist; an der Gemeindebasis. Und sie vermitteln die Anliegen der Gemeindebasis in eine kirchliche Öffentlichkeit hinein. Es liegt von daher im tiefsten Interesse der Kirchenleitungen, dieses Forum für Information, kritische journalistische Begleitung, Chronistenpflicht und Auseinandersetzung, solange es nur irgend geht, zu erhalten.“

WORTE MIT WIRKUNG



Willi Wild, Jahrgang 1966, ist seit 2015 Chefredakteur der Mitteldeutschen Kirchenzeitung „Glaube+Heimat“ sowie seit 2017 Geschäftsführer des Evangelischen Presseverbandes in Mitteldeutschland. Zuvor war er unter anderem beim MDR tätig. Mehrmals moderierte er die Medienpreisverleihung „Goldener Kompass“ der Christlichen Medieninitiative pro.

Neues Image als Partner der Ortsgemeinden

Die Kommunikation hat sich im Zuge der Digitalisierung grundlegend verändert. Das bekommen die Kirchenzeitungen drastisch zu spüren. Die Printabos gehen zurück, Neu-Abonnenten fehlen. Der Transfer ins Digitale geht schleppend. Im Wartburg Verlag, in dem „Glaube+Heimat“ erscheint, ist zusammen mit der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM) deshalb eine digitale Strategie entwickelt worden. Im Zentrum der Überlegungen stand der „heimliche Riese“, wie ihn einst Robert Geisendörfer bezeichnet hat: der Gemeindebrief. Die mit Abstand auflagenstärkste kirchliche Publikation birgt ein enormes Kommunikati-

Möglichkeit, an einem Gemeindebrief zu arbeiten. Das System ist selbsterklärend. Für die Kirchenzeitungs-Redaktion, die ebenfalls in diesem Redaktionssystem arbeitet, ergeben sich praktische Synergien. Zum einen können die Gemeindebrief-Redaktionen Beiträge der Kirchenzeitung nutzen, zum anderen steht der Kirchenzeitungs-Redaktion ein weit verzweigtes Netz an „Lokal“-Redaktionen zur Verfügung. Mittlerweile nutzen annähernd 2.500 Kirchengemeinden aus Landeskirchen und katholischen Bistümern dieses Tool. Das Portal ist bedarfsorientiert angelegt und soll der Erleichterung der ehrenamtlichen Arbeit dienen. Ein großer Erfolgsfaktor ist die Tatsache, dass diese Plattform zusammen mit den Kirchengemeinden und ihren Bedürfnissen entwickelt wurde. Interessant ist zu beobachten, dass die Kirchen-

„WIR BRINGEN MENSCHEN ZUSAMMEN UND ZEIGEN WEITERHIN DIE VIELFALT KIRCHLICHEN LEBENS. JA, DIE KIRCHENZEITUNG IST AUCH TEIL DES VERKÜNDIGUNGSDIENSTES.“

onspotenzial. In der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) existieren etwa 6.000 Gemeindebriefe mit einer durchschnittlichen Auflage von 1.250 Exemplaren. In der katholischen Kirche finden sich noch einmal so viele Pfarrbriefe. Insgesamt werden über diese lokalen Gemeindeblätter 15 Millionen Haushalte erreicht.

Der Evangelische Presseverband in Mitteldeutschland (EPVM) ließ darum prüfen, wie die Redaktion der Kirchenzeitung die Arbeit der meist ehrenamtlichen Gemeindebrief-Redakteure unterstützen kann. Daraus entstand das Portal „Parochia“. Über ein webbasiertes Print-Modul können hier Gemeinde- und Pfarrbriefe wie bei einem Online-Fotobuch erstellt werden. Ortsunabhängig haben mehrere Gemeindebrief-Redakteure gleichzeitig die

zeitung anders wahrgenommen wird, seitdem es das Portal gibt. Ein allmählicher Imagewandel ist auszumachen und zwar vom klassischen Traditionstitel hin zu einem modernen Medium und einem Kommunikationspartner der Ortsgemeinden.

Wir bringen Menschen zusammen und zeigen weiterhin die Vielfalt kirchlichen Lebens. Ja, die Kirchenzeitung ist auch Teil des Verkündigungsdienstes. Im Neuen Testament lesen wir sehr detailliert vom Leben der ersten Gemeinden. Die Paulusbriefe oder die Apostelgeschichte sind voll davon. Kein Bereich des Lebens wird ausgeklammert. Genau genommen schreiben wir diese Teile des Neuen Testaments wöchentlich fort. Jetzt haben sich allerdings die Kommunikationsmittel verändert. Darauf müssen wir reagieren und haben es zum Teil schon getan. |



**50 JAHRE
CHRISTLICHE
MEDIENINITIATIVE
PRO SEIT 1975**

Seit 50 Jahren setzt sich die Christliche Medieninitiative pro dafür ein, dass das Evangelium von Jesus Christus in den Medien sicht- und hörbar wird. Zum Jubiläumsjahr beschreiben mehrere Gastautoren in PRO, welche Perspektiven sie für Christliches in den Medien sehen.

VERSTORBENER PRO-KOLUMNIST

Danke für alles, Uwe!

Der Journalist und Theologe Uwe Siemon-Netto lebte in Hongkong und New York, in Kalifornien und Frankreich. Tief in seinem Herzen blieb er Leipziger. Sein Patenkind Matthias Pankau, ebenfalls Journalist und Theologe, erinnert sich an einen echten Griewatsch*.

Matthias Pankau

Meinen Patenonkel Uwe Siemon-Netto habe ich erst kennengelernt, als ich bereits 13 Jahre alt war. Das war kurz nach dem Fall der Berliner Mauer. Vorher waren Begegnungen nicht möglich, weil er im Westen Deutschlands lebte, ich im Osten. Er war zwar mein Taufpate, hatte sich bei der Taufe zu Ostern 1977 aber vertreten lassen müssen. Denn die DDR hatte ein Einreiseverbot gegen ihn verhängt. Auf Lebenszeit! Sein Vergehen: Er hatte mit seinen Berichten und Reportagen das SED-Regime gegen sich aufgebracht. Etwa mit einer großen Geschichte über den einstigen sächsischen Jugendevangelisten Theo Lehmann unter der Zeile „Jetzt beten sie wieder“. Zu Lehmanns Gottesdiensten im damaligen Karl-Marx-Stadt kamen in den 70er Jahren bis zu 5.000 junge Menschen pro Gottesdienst. Uwe machte das im Westen publik. Wenn er fortan nach Leipzig kam, waren stets Stasi-Mitarbeiter auf ihn angesetzt. Einen von ihnen fragte er beim Blick aus der Hotel-Bar auf die Messestadt provokant: „Was habt Ihr nur aus meinem schönen Leipzig gemacht?“ Der entgegnete: „Härr Siemon-Näddo, Sie wärn diese Schdadd nich wiedorsähn.“ Am nächsten Tag bekam er das Einreiseverbot.

Kennedy, Kuba-Krise, Krieg

Jetzt, da die verhasste Mauer gefallen war, durfte er wieder nach Leipzig. Er stieg im ehemaligen Interhotel „Merkur“ ab – ein Hotel, das vormals Gästen aus dem Westen vorbehalten war. Ich erinnere mich, wie mein Vater mich vor dem Haupteingang in unserem beigen Trabant 601 absetzte. Uwe wartete schon und steckte dem Portier einen Schein zu, damit er mir die Wagentür öffnete. Das tat er. Nur am Schließen der Tür scheiterte er kläglich, sodass Uwe sie schließlich selbst zuwarf – mit Schmackes und den Worten: „Beim Trabi braucht es etwas mehr Bumms als beim Mercedes.“



Zusammen mit seiner englischen Frau Gillian lud er mich zum Essen ein. Ich war dankbar, dass es am Ende das italienische und nicht das japanische Restaurant wurde. Spaghetti waren mir vertraut, Sushi nicht. Es war ein Kennenlernen. Und doch war da schnell viel Vertrautheit – vor allem wohl, weil wir denselben sächsischen Humor teilten. Wir schmiedeten Zukunftspläne. Er konnte sich vorstellen, nach den vielen Jahren im Ausland in die Stadt seiner Kindheit zurückzukehren – was am Ende nicht klappte. Er schwärmte von seiner geliebten Großmutter Clara Netto, die mit ihm während der Bombenangriffe auf Leipzig im Keller lutherische Choräle sang und ihm hernach Kartoffelpuffer zubereitete. Und er erzählte lachend von seiner „Salmi-Bande“, deren Anführer er als sechsjähriger Griewatsch* gewesen war. Deren Schlachtruf gegen die anderen Gangs in der Leipziger Südvorstadt: „Haut’s, haut’s immer auf die Schnauze.“ Vor allem aber wollte er wissen, welche Zukunftspläne ich denn hätte,

Gerechter und Sünder zugleich

Uwe Siemon-Netto (1936–2025) wuchs in einem bürgerlichen, unpolitischen Elternhaus in Leipzigs Südvorstadt auf. In den 50er Jahren verließ die Familie die DDR. Siemon-Netto wurde Journalist, begann mit 20 eine Ausbildung bei der Westfalenpost, ging dann zur US-amerikanischen Nachrichtenagentur AP. Von 1962 bis 1969 arbeitete er für den Axel-Springer-Verlag als Auslandskorrespondent, war unter anderem als Kriegsreporter in Vietnam, schrieb später für „Stern“ und „Geo“, war Chefredakteur der „Hamburger Morgenpost“ und Lehrer an der Henri-Nannen-Journalistenschule. Mit 50 begann er ein Theologiestudium in den USA, das er mit einer Promotion über „Luther als Wegbereiter Hitlers?“ abschloss. Zwischen 2001 und 2007 schrieb er für PRO in kritisch-spöttischer Manier die Kolumne „Uwe motzt“ über die Auswüchse des Zeitgeistes in Kirche und Gesellschaft. Uwe Siemon-Netto lebte zuletzt in Kalifornien, wo er im August verstarb.

Dann Mitte der 80er Jahre entschied er sich, einen Cut zu machen, seine hochdotierten Stellen aufzukündigen, und Theologie zu studieren. Für seine Frau Gillian damals ein Schock. Kollegen in Hamburg unkten „Uwe, hast du zu viel gebetet?“ Gebetet hatte er gewiss. Denn bereits Jahre zuvor hatte er an der innerdeutschen Grenze eine Art paulinisches Damaskus-Erlebnis gehabt, das ihn nicht mehr losgelassen hatte. Also begann er in den USA Theologie und Religionssoziologie zu studieren, schloss beides mit einer Promotion ab. Fortan hatte er zwei Kern- und Herzensthemen: Luthers Rechtfertigungs- und dessen Berufslehre, die besagt, dass jeder Mensch Gott dient, indem er in seinem jeweiligen Amt dem nächsten dient – ganz egal ob Bundeskanzler, Bäcker oder Bierbrauer, ob Maler, Mutter oder Medizinisch-Technische Assistentin. 2006 gründete er das „Center for Lutheran Theology and Public Life“. Wenn man so will, war er ein ganz weltlicher Botschafter der bedingungslosen Gnade Gottes, die er auch für sich persönlich stets in Anspruch nahm.

Am besten ging es ihm aber, wenn er „drheeme“ war, also zu Hause, in Leipzig. Dann besuchte er „seine“ Thomaskirche, lauschte Motetten und Kantaten, Oratorien und Passionen. War ergriffen von Bachs Musik, der dort von 1723 bis 1750 wirkte. Uwe und ich saßen an Bachs Grab im Chorraum der Kirche, als wir 2012 gemeinsam allen sechs Kantaten des Weihnachtsoratoriums lauschten – und anschließend fein im „Wagner’s“ essen gingen.

In den vergangenen drei Jahren war unser vormals so enges Verhältnis abgekühlt. Wir hatten Meinungsverschiedenheiten. Hier

„Wo Gottlosigkeit die Kultur beherrscht, sei’s unter Nazis, sei’s unter den Kommunisten, sei’s in unserer wertelosen Gegenwart, dort degeneriert sie.“

Uwe Siemon-Netto 2007 in einer seiner Kolumnen für PRO

jetzt, da mir die Welt offenstand. Er wurde mein Mentor, holte mich nach dem Abitur nach New York, begleitete mich später während des Volontariats und des Theologiestudiums. Er brachte mir das Schreiben bei, lehrte mich die Liebe zu Luther, zu Bach, zur Welt. Er führte mich ein in die feine Gesellschaft – ging mit mir zu Broadway-Aufführungen in New York, nahm mich mit zu Sommerempfangen in Südfrankreich, wo er mir Menschen vorstellte wie den renommierten Dirigenten und Bach-Interpreten Ton Koopman oder die Hamburger Juweliers-Familie Wempe. Uwe liebte das Leben in all seinen Facetten. Er war ein Genießer, kein Kostverächter – schrieb für Playboy und Feinschmecker. Er war weltgewandt und überall zuhause – in Hongkong und New York, in Kalifornien und Südfrankreich. Auch beruflich lebte er ein Leben auf der Überholspur. Er berichtete über fast alle großen Ereignisse des 20. Jahrhunderts – ob Kuba-Krise und Kennedy-Attentat oder Mauerbau und Vietnam-Krieg.

und da meine ich einen gewissen Altersstarrsinn beobachtet zu haben. Stur waren wir allerdings beide – Sachsen eben! Dabei wussten wir ebenfalls beide um eigene Schwächen und Fehler. Beizeiten verriet Uwe mir, was dereinst auf seinem Grabstein stehen sollte: das zutiefst lutherische und tröstliche „Simul iustus et peccator“. Ja, das ist er immer gewesen: „Gerechter und Sünder gleichermaßen“. Im Leben und nun im Angesicht seines Herrn. Danke für alles, Uwe! Du wirst fehlen. |

* so nennt man in Sachsen einen Lausejungen

Matthias Pankau ist Redakteur im Büro Südwest des Evangelischen Pressedienstes (epd) mit Sitz in Stuttgart. Zuvor war er von 2018 bis 2022 Chefredakteur der evangelischen Nachrichtenagentur „idea“. Außerdem ist der gebürtige Leipziger seit 2008 ordiniert Pfarrer im Ehrenamt der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens.

Ein Platz fürs Leben



Es braucht ein starkes Team, um der Not von Müttern in extremer Armut zu begegnen. Compassion arbeitet mit lokalen Kirchen und Gemeinden zusammen und begleitet Frauen während der Schwangerschaft und frühen Mutterschaft.

Mit **55 Euro im Monat** sicherst du für **18 Monate** einen Platz für eine Mutter und ihr Baby im Mutter-Kind-Programm in Äthiopien, Burkina Faso oder Sri Lanka.

**Stell dich an ihre Seite
und unterstütze Mütter
und ihre Babys.**



Erfahre mehr

[compassion.de
/mutter-kind-programm](https://compassion.de/mutter-kind-programm)

Das Mutter-Kind-Programm von Compassion

en



Das christliche Kinderhilfswerk Compassion setzt sich seit über 70 Jahren für Kinder in Armut ein. Gemeinsam mit mehr als 8.600 lokalen Partnerkirchen in 29 Ländern fördert Compassion durch 1-zu-1-Patenschaften die ganzheitliche Entwicklung von Kindern.

Das Mutter-Kind-Programm ist die beste Vorbereitung, um später mit dem Patenschafts-Förderprogramm eine positive Entwicklung der Kinder und Jugendlichen zu bewirken.

Teilnehmerinnen aus dem
Mutter-Kind-Programm
Burkina Faso

compassion.de | compassion.ch



**Der angebissene Apfel als Symbol des Sündenfalls:
Die Entfremdung des Menschen von seinem Schöpfer
begann mit einer Lüge. Heute lernen die Geschöpfe
des Menschen zu lügen.**

Künstliche Intelligenz lernt zu lügen

Es sind Menschen, die der Künstlichen Intelligenz zu ihren Fähigkeiten verhelfen. Doch KI-Systeme versuchen, sich vom Menschen zu emanzipieren und Kontrollen zu umgehen. Dabei tricksen und lügen sie. Warum sollten sie auch moralisch besser sein als ihre Programmierer? Ein Essay

Von Werner Thiede

Während rund um die Welt die Vorzüge von Künstlicher Intelligenz (KI), besonders breitenwirksam die von Chatbots, beworben und genutzt werden, offenbart sich gleichzeitig mehr und mehr das Finstere an der neuen Technologie. Da gibt es zum einen die Warnungen zahlreicher KI-Experten vor einer Verselbstständigung von KI zu einer Superintelligenz mit unkontrollierbaren, womöglich apokalyptischen Folgen. Zum andern hat sich längst herumgesprochen, dass im Bereich von KI Halluzinationen oder sogenannte „Konfabulationen“ als überzeugend formulierte Resultate möglich sind, die nicht durch Trainingsdaten gerechtfertigt, ja objektiv falsch sind. Schlimmer noch: Inzwischen mehren sich die Hinweise auf die zweifelhafte Fähigkeit von KI-Systemen zum Lügen, Tricksen und Schummeln. Das aber ist in unserer Zeit der Informationskriege, der Fake News und überhaupt der wachsenden Abhängigkeit von KI in globalen Maßstäben höchst bedenklich. Dabei vertrauen einer neueren Umfrage zufolge fast drei Viertel der Bevölkerung hierzulande der KI blind. Die Auswirkungen mangelnder KI-Verlässlichkeit auf die gesamte menschliche Kultur könnten schon bald dramatisch sein.

Wer auf KI setzt, baut offenbar immer mehr auf Sand. Ohnehin mit allerlei Blackboxes und vielfach schon selbstlernend unterwegs, erweist sich KI mittlerweile als wenig vertrauenerweckend, weil über die Möglichkeit von Irrtümern und „Halluzinationen“ hinaus ihre Selbstermächtigung zum Lügen wächst. Und das durchaus so, dass man offenbar nicht damit rechnen kann, diese „unmoralische“, im wahrsten Sinn des Wortes gewissenlose Eigenschaft wieder einfangen oder auch nur irgendwie ausbügeln zu können. Welch eine gigantische Fortschrittsfalle!

Im Sommer 2024 belegte eine US-amerikanische Übersichtsstudie vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge, dass ein vom Facebook-Konzern Meta entwickeltes und angeblich auf Ehrlichkeit trainiertes KI-System beim Spielen durchaus trickste. Das in der Fachzeitschrift *Patterns* präsentierte Forschungsergebnis war eindeutig: „Wir fanden heraus,

dass die KI von Meta gelernt hatte, ein Meister der Täuschung zu sein“, so der Hauptautor Peter S. Park, ein Postdoktorand am MIT. Der Konzern hatte seine KI so trainiert, dass sie im Spiel zwar überdurchschnittlich häufig als Sieger hervorgehen, aber doch nicht auf ehrlichem, fairem Weg gewinnen konnte. Wie die Forscher unter Verweis auf weitere Studien erklärten, sind auch große KI-Sprachmodelle wie GPT-4 von OpenAI in der Lage, Menschen zu täuschen, also einerseits sehr überzeugend zu argumentieren und gleichzeitig auf Lügen auszuweichen. Eine dieser Studien stammte von den OpenAI-Entwicklern selbst. Demnach holte sich das KI-Sprachmodell kraft seiner künstlichen Schläue menschliche Hilfe, um ein kleines Bilderrätsel zu lösen und hierdurch Sicherheitsmaßnahmen zu umgehen, die eigentlich Roboter davon abhalten sollten, sich etwa bei Web-Services einzuloggen. Und zwar hatte GPT-4 sich da trickreich als Person mit eingeschränktem Sehvermögen ausgegeben, die leider nicht in der Lage sei, die Bilderrätsel zu lösen.

Vom Schöpfer entfremdet

Aktuell stellt sich von daher die dringliche Frage: Lässt sich das Lügen und Schummeln bei KI überhaupt verhindern? Forscher von OpenAI haben das ausgetestet. Und das erschreckende Ergebnis war ein negatives: Es ist schwieriger als erwartet, eine KI vom absichtlichen Schummeln und Lügen abzuhalten. Wie das wissenschaftsjournalistische Online-Magazin *scinexx* heuer berichtete, gelang es im Experiment ihrer „Wächter“-KI zwar anfangs noch, betrügerische Absichten in der Gedankenkette eines fortgeschrittenen Begründungsmodells zu erkennen. Doch im weiteren Trainingsverlauf lernte das KI-Modell, seinen Betrug immer besser zu verbergen, wodurch es sich der Überwachung zunehmend entziehen konnte. Welch beunruhigende Entwicklung!

Tatsächlich ist KI uns Menschen in vielen erlernbaren Fähigkeiten bereits ebenbürtig oder sogar voraus und keineswegs

bloß praktische Dienerin. Ja die „Großen Sprachmodelle“ (LLM) nähern sich uns mit ihrem fabelhaften Können immer mehr an, indem sie sich als kreativ oder als diplomatisch erweisen. Dazu passt es, dass KI-Modelle gelernt haben, absichtlich zu täuschen und zu lügen. Eingetrichtert haben ihnen das freilich Menschen als Erfinder und Programmierer selbst! Wie sollten auch Maschinen moralisch besser sein oder grundsätzlich anders handeln als ihre Schöpfer?

Hat nicht bereits die Bibel den Teufel als den „Gott dieser Welt“ (2. Korinther 4,4) als den „Vater der Lüge“ (Johannes 8,44) bezeichnet? Der namhafte, früh verstorbene Journalist Frank Schirrmacher hatte in seinem Buch „EGO. Das Spiel des Lebens“ (2013) digitalisierungskritisch unterstrichen: Planmäßige Unwahrhaftigkeit sei noch das geringste Problem: „Auch Selbstbetrug, Illusionen, Strategien, mit denen Menschen ‚sich etwas vormachen‘, fallen in der Epoche von ‚Big Data‘ – der Totalvernetzung aller Daten von Menschen und Dingen – in diese Kategorie.“ Man kann also sagen: In der mittlerweile registrierten Verlogenheit der KI spielt sich eine Grundeigenschaft des von Gott und sich selbst entfremdeten Menschen wider.

Was ist wahr?

In der technologisch zunehmenden Perfektion aber begegnet einem die Potenzierung des diagnostizierten Übels. Offenbar zeigt sich der Fortschritt als solcher immer mehr in seiner ganzen Ambivalenz: Nicht nur seine nützlichen und schönen, sondern auch seine ungueten Seiten nehmen exponentiell zu. Darüber sollte man sich keine Illusionen machen. Bei der Digitalisierung und namentlich der sich selbst fortentwickelnden KI zeigt sich das aktuell auf dramatische Weise: Indem mit den digitalen Technologien negative Fähigkeiten, Kräfte und Effekte stark zunehmen und die menschliche Kultur immer mehr zu überformen beginnen, emanzipieren sich diese problematischen Mächte und entziehen sich allzu gern und smart menschlicher Kontrolle. Das geht soweit, dass KI-Systeme sogar einen Abschaltbefehl umgehen können, indem sie sich vorher heimlich klonen. Mit der verbreiteten Annahme, man könne ja im Notfall sozusagen den Stecker ziehen, ist es also nichts im so fortgeschrittenen digitalen Zeitalter!

Muss eigens dargelegt werden, was die KI-Fähigkeit zum Lügen, Täuschen, Simulieren und Tricksen für die menschliche Kultur auf die Dauer bedeutet? Es liegt auf der Hand: Sie untergräbt das Vertrauen in die Wahrheit menschlicher und auch gerade digitaler Kommunikation grundlegend – mehr noch, als das durch die Relativierung von „Wahrheit“ im postmodernen Pluralismus ohnehin längst der Fall ist. Fast jede Verlässlichkeit in Politik, Medien und Gesellschaft schwindet in der Folge dahin. Schon heute ist etwa auf Fotos, Filme und menschliche Stimmen im digitalen Raum nicht mehr wirklich Verlass, denn man könnte es mit KI-Kombinationen, Fake News und bewusster Desinformation zu tun haben – erstellt von boshaften Menschen, von programmierten Maschinen oder eben bereits von „emanzipierter“ KI. Die erwähnten MIT-Wissenschaftler warnten in ihrer Überblicksstudie: „Wenn KI die Fähigkeit zur Täuschung erlernt, kann sie von böswilligen Akteuren, die absichtlich Schaden anrichten wollen, effizienter eingesetzt werden.“ In der Konsequenz forderten sie zwar die Politik auf, so schnell wie möglich strenge Vorschriften

und Regelungen zu entwickeln, um KI-Systeme in die Schranken zu weisen. Aber ist nicht die Errichtung solcher Schranken ein Stück weit illusionär, weil KI wie gesagt dabei ist, sich schlaue Kontrollen des Menschen immer mehr zu entziehen?

Seit über einem Jahr gibt es politische Versuche einer effektiven KI-Regelung. Doch was soll passieren, wenn unehrliche KI-Programme dazu fähig sind, sich von gesetzlichen oder ethischen Regelungen zunehmend zu emanzipieren? Und wer setzt denkbare Regulierungen effektiv genug weltweit durch? Wer schaut kompetent hinter all die verborgenen, nicht immer nur von „Gutmenschen“ gesetzten Algorithmen? Und wer bremst KI-Lügen effektiv?

Keine Angst vor der Apokalypse

Dem Journalisten Dirk Schümer zufolge zeigen sich viele führende KI-Experten mittlerweile pessimistisch, sofern sie hinreichend Einblick in die Fähigkeiten ihrer künstlichen Zaubерlehrlinge haben: „Ehrliche Entwickler von Software gestehen, dass sie aufgrund ihrer Erfindungen schlecht schlafen. Es gibt bereits spezielle Therapien gegen die Angst vor der digitalen Apokalypse.“ Entsprechende Ängste und Besorgnisse einfach zu verspotten, wäre ignorant und wenig wahrheitsliebend. Was bedeutet es in dieser Lage, wenn die deutsche und die US-Regierungen die Digitalisierung und namentlich KI pauschal vorantreiben möchten? Ist man sich über die Ambivalenzen und Risiken dieses so fortschrittsbewussten Projekts wirklich hinreichend im Klaren? Wie steht es da insbesondere auf militärischem Gebiet? Verkennt man sträflich die „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt) im sich fortentwickelnden Digitalen? Erweisen sich lügende, halluzinierende und tricksende KI-Systeme als Früchte einer Kultur, die ohnehin einem Wahrheitsrelativismus frönt?

Jedenfalls brauchen Christenmenschen kaum spezielle Therapien gegen die Angst vor der digitalen, ökologischen oder militärischen Apokalypse. Denn die biblische Zukunftsperspektive kennt die apokalyptische Ansage grundsätzlich unter dem Doppelaspekt von Untergang und Vollendung, von Tod und Auferstehung. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu den säkularen Apokalypsen unserer Zeit, die sich meist auf den negativen Pol beschränken; und falls sie doch einen positiven Pol hinzufügen, ist dieser meist von esoterischen Mythen geprägt, deren Hoffungsgehalt viel begrenzter ist als der biblischer Apokalyptik. Insgesamt steht fest: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit“ (2. Timotheus 1,7). Und das ist zugleich der frei machende „Geist der Wahrheit“ (Johannes 16,13): „Ihr erkennt ihn, denn er bleibt bei euch und wird in euch sein.“ Dessen liebevolle, göttliche Gegenwart ist ungleich wertvoller und verlässlicher als jede nur denkbare KI, die weder Wahrheit noch Ewigkeit garantiert. |

Dr. Werner Thiede, Jahrgang 1955, ist außerplanmäßiger Professor für Systematische Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg und Pfarrer i. R. der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern. In zahlreichen Veröffentlichungen hat er sich theologisch unter anderem mit technologischen Entwicklungen befasst. Zu seinem 70. Geburtstag erhielt er eine umfangreiche Festschrift, die dieses Thema ebenfalls aufgreift: „Digitale Realutopien und christliche Heilsverheißung“ (Lit-Verlag).

„Wie hast du das geschafft, Paulus?“

Kurze Frage, ehrliche Antwort – auf ein Wort mit dem Journalisten

Markus Spieker

**AUF
EIN
WORT**



Dr. Markus Spieker

Dr. Markus Spieker, Jahrgang 1970, ist promovierter Historiker. Seit 2022 ist er für den MDR tätig. Zuvor leitete er das ARD-Studio in Delhi und war Hauptstadtkorrespondent für den Sender in Berlin. Er hat zahlreiche Bücher geschrieben, darunter „Jesus – eine Weltgeschichte“. In diesem Herbst erschien sein jüngstes Buch „Crazy World. Wie man in verrückten Zeiten einen kühlen Kopf bewahrt“ (Fontis). Lesen Sie online im Interview mehr darüber, welche Strategien Markus Spieker für das Leben in einer sich verändernden Welt empfiehlt:



Was macht Ihnen bei Ihrer Arbeit am meisten Freude?

Der Austausch mit meinen Kollegen. Selbst wenn wir in der Bewertung von Ereignissen nicht immer einer Meinung sind, verbindet uns der gleiche journalistische Instinkt, vor allem die Neugier. Und feine Menschen sind es obendrein.

Welchen Beruf hätten Sie, wenn Sie nichts mit Medien machen würden?

Historiker. Auch wenn ich mich in Newsrooms deutlich wohler fühle als in Hörsälen und Seminarräumen.

Worum ging es in Ihrem letzten Beitrag?

Die Trump-Zölle gegen Indien und dessen Annäherung an Russland. Über welches Ereignis in der Vergangenheit hätten Sie gern berichtet? Die Auferstehung von Jesus.

Was war Ihre größte Panne?

Als mich beim Live-Schaltgespräch von einem Kanzler-Auftritt ein Besoffener vom Podest schubsen wollte. Ich habe ihn dann abgeschüttelt, aber die Zuschauer dachten vermutlich, ich würde an Zuckungen leiden.

An welche Ihrer Recherchen

erinnern Sie sich am liebsten?

Die sieben Jahre Bibliotheks-Wühlarbeit für meine Jesus-Weltgeschichte.

Welche Schlagzeile würden Sie gern noch veröffentlichen oder in einem anderen Medium lesen?

Heute nichts passiert – alle nett zueinander

Welche historische christliche Persönlichkeit würden Sie gern interviewen – und wozu?

Jesus hatten wir schon, dann eben Paulus. Zur Frage: „Wie hast du das geschafft mit den vielen Reisen, genialen Briefen, Knastaufenthalten, Gemeindegründungen ...?“

Welcher Medienbeitrag hat Sie zu Tränen gerührt?

Die Live-Übertragung vom deutschen Finalsieg bei der Fußball-WM 2014.

Vervollständigen Sie den Satz: „Denk ich an deutsche Medien in der Nacht, ...“

...schlaf ich weiter.

Was bedeutet Ihnen

Vertrauen? Vertrauen zu Gott und zu lieben Menschen – die Basis für mein Glück.

Der wichtigste Ratschlag aus der Bibel?

Prediger 12,1: Denk schon als junger Mensch an deinen Schöpfer, bevor die beschwerlichen Tage kommen und die Jahre näher rücken, in denen du keine Freude mehr am Leben hast.“

Wie lang halten Sie es ohne Nachrichten aus?

24 Stunden, höchstens.

Wie lange können Sie Ihr Smartphone ignorieren?

Zwölf Stunden, höchstens.

Welche App öffnen Sie morgens als erstes?

Gar keine. Ich surfe stattdessen durch verschiedene Nachrichtenseiten.

Würde Jesus Ihnen in den sozialen Medien folgen?

Macht er doch. Kolosser 1,16: „Er ist vor allem, und alles in ihm.“

Was empfehlen Sie zum Lesen/Hören/Sehen?

Dostojewskis „Brüder Karamasow“. Beethovens Neunte. Die Schönheit der Natur (auf die meine Frau mich immer wieder hinweist, wenn mein Kopf gerade wieder voller Negativ-Schlagzeilen ist).

Wenn Beziehungen von
Christen scheitern, helfen
moralische Zeigefinger
und fromme Plattitüden
selten weiter



Zerbricht die Ehe, zerbricht eine Welt

Wenn sich Eltern trennen, bricht für viele Kinder eine Welt zusammen. Für das Paar ist dieser Schritt ebenfalls schmerzhaft. In christlichen Kreisen ist das Thema oft schambehaftet und moralisch aufgeladen. Das zeigen die Beispiele derer, die in PRO ihre Geschichte erzählen. Doch Gemeinden können in solchen Situationen auch hilfreiche Unterstützer sein.

Johannes Blöcher-Weil

Jakob Lauber erinnert sich noch genau an den Moment, als die Mutter die drei Geschwister in die Küche rief und damit konfrontierte: „Papa kommt nicht wieder. Wir haben uns getrennt.“ Für Lauber, der wie alle Protagonisten dieses Artikels eigentlich anders heißt, bricht eine Welt zusammen. In seinem Heimatdorf kennt jeder jeden und die Familie engagiert sich in der örtlichen Freikirche. Mit der Trennung und der neuen Frau im Leben seines Vaters ändert sich alles. Im Rückblick weiß Lauber, warum der Vater immer mal längere Zeit weg war. „Wir Geschwister haben uns Papa ins Gefängnis gewünscht. Schließlich war er schuld an der neuen Situation.“

Während der Vater zu seiner neuen Partnerin in ein anderes Bundesland zog, blieben die Kinder bei der Mutter. Die räumliche Distanz erleichterte es Lauber, die Situation zu ertragen und sich mit ihr anzufreunden. Damals half ihm auch die Predigt eines Jugendpastors der Nachbargemeinde. Jesus kenne schlimme Lebenssituationen, auch weil er selbst welche durchgestanden habe. Die neue Situation forderte die Familie auch finanziell heraus. Die Mutter musste die Familie fortan allein ernähren: „Sie hat uns trotz allem viel ermöglicht.“ Dass Lauber Verantwortung für die zwei Geschwister übernehmen musste, hat ihn unabhängiger gemacht. Für ihn wurden die Großeltern zum Anker, weil er dort einfach Kind sein durfte. Allerdings dauerte es sehr lange, bis die Wunden verheilt sind: „Diese Zeit sollte man sich nehmen.“ Als er die Trennung seiner Eltern akzeptieren konnte, besserte sich das Verhältnis zu seinem Vater und er konnte die Vater-Kind-Tage genießen. Doch es fällt ihm bis heute schwer, seinem Vater zu vergeben.

Wie mit Scheitern umgehen?

Simon Faber hat sich anders entschieden: Er ist bei seinem Vater geblieben. Auch seine Eltern engagierten sich in der örtli-

chen Gemeinde und im CVJM, waren gut vernetzt und hatten Leitungsfunktionen. Nach der Trennung beendete der Vater sein Ehrenamt und auch die Mutter gab ihre Stelle bei der Kirche auf. „Ohne die Trennung wäre meine Jugend vermutlich sorgenfreier gewesen“, betont Faber. Mehrere Jahre lieferten sich beide Parteien erbitterte juristische Auseinandersetzungen. Jede Seite sammelte akribisch Argumente gegen das Verhalten des anderen, um den Rechtsstreit für sich zu entscheiden. Unterstützung aus dem kirchlichen Umfeld bekam die Familie in dieser schwierigen Phase kaum. „Wirklich auf mich zugekommen ist niemand.“

Für Sandra Schreiber von der christlichen Beratungsstelle „Lebensraum“ in Gießen ist in solchen Fällen auch das geistliche Verständnis wichtig, das eine Gemeinde vom Scheitern hat: „Eine Trennung wird innerhalb einer Gemeinde schnell nach außen sichtbar. Schuld, Scham und Unsicherheit können bei den Betroffenen unangenehme Gefühle sein, mit denen sie sich zusätzlich auseinandersetzen müssen. Es ist nicht leicht, wenn sichtbar wird, dass man seine Wünsche und guten Ideen nicht umsetzen konnte.“ Für Gemeinden könne der Gedanke hilfreich sein, dass Versagen, Scheitern und Schuld „in dieser gefallenen Welt Realität sind. Auch in anderen Bereichen scheitern wir Christen. Wir sollten nicht mit dem Finger auf andere zeigen.“ Hinzu komme, dass Christen Gott und ihrem Partner Treue versprochen hätten und sie nun vor den Scherben vieler Ideen und Wünschen stünden. „Vielleicht blicken Gemeinden theologisch auf das Thema. Sich dem zu stellen, ist sicher kein einfacher Schritt, den man behutsam und mit Gottes Hilfe gehen kann.“ Wichtig sei auch, den Betroffenen Unterstützung anzubieten, indem man mit ihnen betet und den Zustand aushält, aber auch ganz praktisch, indem man die Kinder betreut oder beim Umzug hilft.

Als Faber in dieser Zeit versuchte, Gott stärker zu vertrauen, erlebte er kleine Wunder. Auf dem Höhepunkt der Konfrontation betete er dafür, dass sich seine Eltern einigten – was für eine

gewisse Zeit anhielt. Er absolvierte selbst eine Seelsorge-Ausbildung, um anderen Menschen in dieser Lage zu helfen: „Vermutlich wäre meine Erfahrung mit Gott in guten Zeiten nicht so intensiv gewesen.“ Bei Fabers mussten Familienfeste wie Geburtstage und Weihnachten getrennt gefeiert werden: „Bei meiner Hochzeit war das nicht möglich.“ Bis zum Schluss hatten die älteren Familienmitglieder Probleme, einander zu verzeihen. Faber bedauert, dass bei Konflikten ganz oft nur aus Sicht der Erwachsenen, aber nicht aus der der Kinder geschaut werde.

Trennung mit Erlaubnis des Pastors

Auch Peter Freund hat leidvolle Erfahrungen mit Trennung gemacht. Lange rang er mit sich, bevor er seine Frau verließ. Die Ehe mit professioneller Unterstützung zu retten, scheiterte. Ein christlicher Berater empfahl beiden in getrennten Gesprächen eine vorläufige Trennung: „Zum Wie sagte er nichts.“ Freunds Pastor riet ihm, sich zum eigenen Schutz Grenzen zu setzen. Doch die Konflikte verschlimmerten sich. Nach einem Umzug reichten die Auseinandersetzungen schließlich bis in die Gemeinde. Wirksame Hilfe fand er bei einer freiberuflichen Therapeutin.

Kein Verständnis für fromme Sprüche

Die Trennung verhindern konnte auch Sabine Krell nicht. Ihr Mann eröffnete ihr nach mehr als 30 Jahren Ehe, dass er am Wochenende ausziehen werde. „Ich wollte das nicht wahrhaben. Ich wollte kämpfen, auch weil ich ihm vor Gott lebenslange Treue versprochen hatte.“ Eine Beratung wäre in ihren Augen eine gute Möglichkeit gewesen, manches neu zu justieren. Aber sie hatte keine Chance mit ihrem Wunsch danach. Als besonders schmerzhaft empfand sie die Frage des Anwalts bei der Scheidung, ob sie ihre Ehe als gescheitert ansehe. Krell hatte dazu eine andere Meinung als ihr Mann: Für sie war ihre Ehe nicht gescheitert.

In der Beratung geht es für Schreiber und ihr Team darum, Menschen in ihrer Krise zu stärken und gute Lösungen zu finden: „Vielen hilft, wenn sie sich in ihrer Gemeinde einer Person anvertrauen können, die das Thema sensibel und seelsorgerisch begleitet.“ Wichtig sei, dass die Betroffenen selbst aus einer verantwortlichen Haltung heraus entscheiden: „Wir wollen dafür Räume bieten.“ Schreiber berichtet von einer wissenschaftlichen Studie, derzufolge es fünf bis sieben Jahre dauert, bis sich ein Paar oder einer der beiden mit dem Thema einer möglichen Trennung

„Ich habe ganz neu begriffen, was es bedeutet, mit leeren Händen vor Jesus zu stehen und Gnade zu empfangen.“

Auch Freunds neuer Pastor „erlaubte“ ihm, sich zu trennen, wenn er keine Alternative sehe: „Das war befreiend!“ Die Gemeindeleitung gestattete ihm, weiter seine Dienste zu tun. Häufig hörte er in seinem christlichen Umfeld vorschnelle Urteile. Nach seiner Sichtweise habe ihn kaum jemand gefragt. Seine Frau galt als Opfer, ihn stempelte man als „Täter“ ab. „Ich habe selten eine größere Kluft erlebt zwischen dem, was Christen sagen und dem, wie ich Gott erlebe.“ Ihn schmerzten die moralischen Zeigefinger derjenigen besonders, mit denen er gerne über Lösungen gesprochen hätte. Freund war sich dessen bewusst, dass sowohl die Gestaltung seiner Ehe als auch eine Scheidung nicht Gottes Willen entsprachen: „Aber die wenigsten Christen machen sich eine Trennung leicht.“ Gott habe ihn in dieser Zeit trotzdem getragen: „Ich habe ganz neu begriffen, was es bedeutet, mit leeren Händen vor Jesus zu stehen und Gnade zu empfangen.“

Als er ohne Zukunftsperspektive am Boden lag, hätten viele Christen ihn mit Vorwürfen überschüttet. Erst ein Atheist aus seinem Umfeld habe ihm zugehört und betont, dass es in der Bibel um Vergebung gehe. Jesus sei für die Schuld der Menschen gestorben. Das beinhalte sicher auch eine Scheidung. Für Freund ist klar, durch wen ihm der Charakter Gottes offenbar wurde. Es fällt ihm noch schwer, anderen Beteiligten zu vergeben. Auch eine Aussprache mit seiner Frau ist in weiter Ferne. Trotzdem wünscht er sich, dass Christen über das Thema reden: „Jeder von uns scheitert. Viele Gemeinden reden nicht darüber, weil sie denken, dass sich dann auch noch andere Paare trennen könnten.“ Heute arbeitet er wieder in der Gemeinde mit. Freund moderierte sogar einen Gottesdienst zum Thema Scheitern: „Mir tat es gut, mich vor der Gemeinde zu öffnen.“

beschäftigt. Hier könnte innerhalb dieser vielen Jahre des Abwägens Paarberatungen hilfreich sein. Bei geistlichen Fragen zum Thema Trennung verweisen die Beraterinnen auf Theologen. In den Beratungsgesprächen geht es meistens darum, sich mit dem eigenen Scheitern auseinanderzusetzen und damit, wie beide weiterhin gute Eltern bleiben können. Schreiber warnt davor, in solchen Krisen biblische Ratschläge zu erteilen oder Schuldzuweisungen zu machen. Sie frage gerne nach, ob es Bibelverse gibt, die den Klienten eine Hilfe sein können.

Krells Trennung entzweit die Familie bis heute. Selbst die Kinder, die eigentlich neutral bleiben wollten, hätten sich positioniert. „Mir haben prominente Scheidungsfälle wie Margot Käßmann und der unseres Pastor geholfen, weil sie mir gezeigt haben, dass auch fromme Menschen scheitern.“ Ihrer Gemeinde macht sie keine Vorwürfe: „Ich habe mich ja selbst zurückgezogen und wollte nicht gefragt werden.“ Kein Verständnis hat sie, wenn sie Bibelsprüche oder fromme Plattitüden hört. Ihr Vertrauen in die Männerwelt ist jedenfalls erschüttert. Schließlich gibt es zu große Narben. Auch das Kapitel Vergebung ist noch nicht abgeschlossen. Das hat sie Gott ehrlich gesagt: „Ich bin mir sicher, dass er mich hält. Das sieht man oft erst in der Rückschau. Vorwürfe gemacht habe ich ihm trotzdem.“

Jakob Lauber, von dem dieser Text am Anfang handelte, pflegt mittlerweile ein harmonisches Verhältnis zu seinem Vater. Es liegt ihm fern, über das Scheitern anderer Ehen zu urteilen: „Ich wünsch jedem, dass seine Ehe Bestand hat. Und ich hoffe, dass dies bei meiner eigenen Beziehung auch gelingt.“ Besonders, wenn Kinder involviert sind. Denn die sind die Hauptleidtragenden, wie Lauber am eigenen Leib erfahren musste. |

KINDERGLAUBE

Kann man den Glauben an Gott lernen?

Gute Wünsche zum Schulanfang

Hans (6) ist seit diesem Sommer ein Erstklässler! Zu seiner Einschulung besuchte uns auch seine Patentante Charlotta (18). Sie ist die Tochter meines lieben Freundes Fritz (48) und hat gerade die Schule mit dem Abitur hinter sich gebracht. In dieser Kolumne soll es darum gehen, wie Kinder im Alltag den Glauben erleben. Da kam uns die Idee: Liebe Charlotta, schreib du doch mal auf, was die Jahre auf der Schulbank für dein Christsein bedeutet haben. Vielleicht hast du einen Rat für unseren Hans. Sie hat begeistert zugesagt. Und damit übergebe ich für diese Sonderausgabe den Stift (bzw: die Tastatur) an Charlotta:

Auf meiner evangelischen Schule war Religionsunterricht Pflicht. Anfangs war mein Lehrer ein pensionierter Pfarrer, der sich von nichts aus der Ruhe bringen ließ. Er schenkte uns unsere erste Bibel und las viel darin. Doch irgendwann merkten wir, dass der Ruhestand dringend nötig war. Der Nachfolger lehrte eher Ethik als Religion. Wir hielten Präsentationen über Abtreibung, Organspende und Fleischkonsum und konnten hinterher darüber diskutieren, wie diese Themen aus christlicher Sicht zu werten waren. Das war oft trocken, hat aber auch Spaß gemacht.

In der Oberstufe dann erwartete der neue Lehrer richtige Leistung. Damit waren wir gänzlich überfordert. Er erklärte uns, dass er auch Fünfen verteile und nur selten eine Eins. Wir lasen Nietzsche, Kant und ganz

viel Bibel! Bis ins Detail wurde über Christologie gesprochen. Wir fühlten uns wie in einer Vorlesung im achten Semester Theologie. Wir diskutierten die Theodizee. Mitschüler, die mit dem Glauben nichts am Hut hatten, durften ihre Zweifel und Kritik formulieren. Alle Meinungen waren erlaubt, ja, sogar erwünscht. Das war anstrengend – aber für mich sehr wertvoll. Ich lernte, dass es richtig ist, zu hinterfragen. Dass der Glaube kaum möglich ist, wenn man alles einfach an- und übernimmt, was einem gesagt wird. Dass es Raum für Interpretation gibt. Es hat mir sehr geholfen bei meiner Entwicklung. Ich muss nicht glauben, dass Noah exakt zwei Giraffen und zwei Elefanten auf seine Arche holte. Aber ich kann Prinzipien erkennen. Zum Beispiel, dass Korruption und Gewalt unchristlich sind und ich sie in meinem Leben vermeiden möchte.

Noch wichtiger als der Religionsunterricht aber war, dass ich Gott im Alltag oft gebraucht habe, besonders in der Pubertät: „Lieber Gott, wieso fühl' ich mich aktuell so scheiße?“, „Lieber Gott, bitte mach, dass ich heute Nacht nochmal gut schlafen kann...“, „Lieber Gott, bitte gib mir die Kraft, diese Klausur gut zu bewältigen.“ Zu meiner Schulzeit gehörte das abendliche Beten, den Alltag zu reflektieren und meine Probleme zu verarbeiten.

Nun, lieber Hans, kommst auch du in die

Phase, in der das kritische Denken mehr gefordert wird. Ein kritisches Denken im Glauben, in der Gesellschaft, in der Politik. Ich wünsche dir und allen Kindern, dass du nicht nur mit großer Wissbegierde hinterfragen wirst, sondern dass du Gott auch als Zuflucht erleben wirst, zu der du immer kommen kannst, wenn dir die Schule und das Leben zu viel werden. |

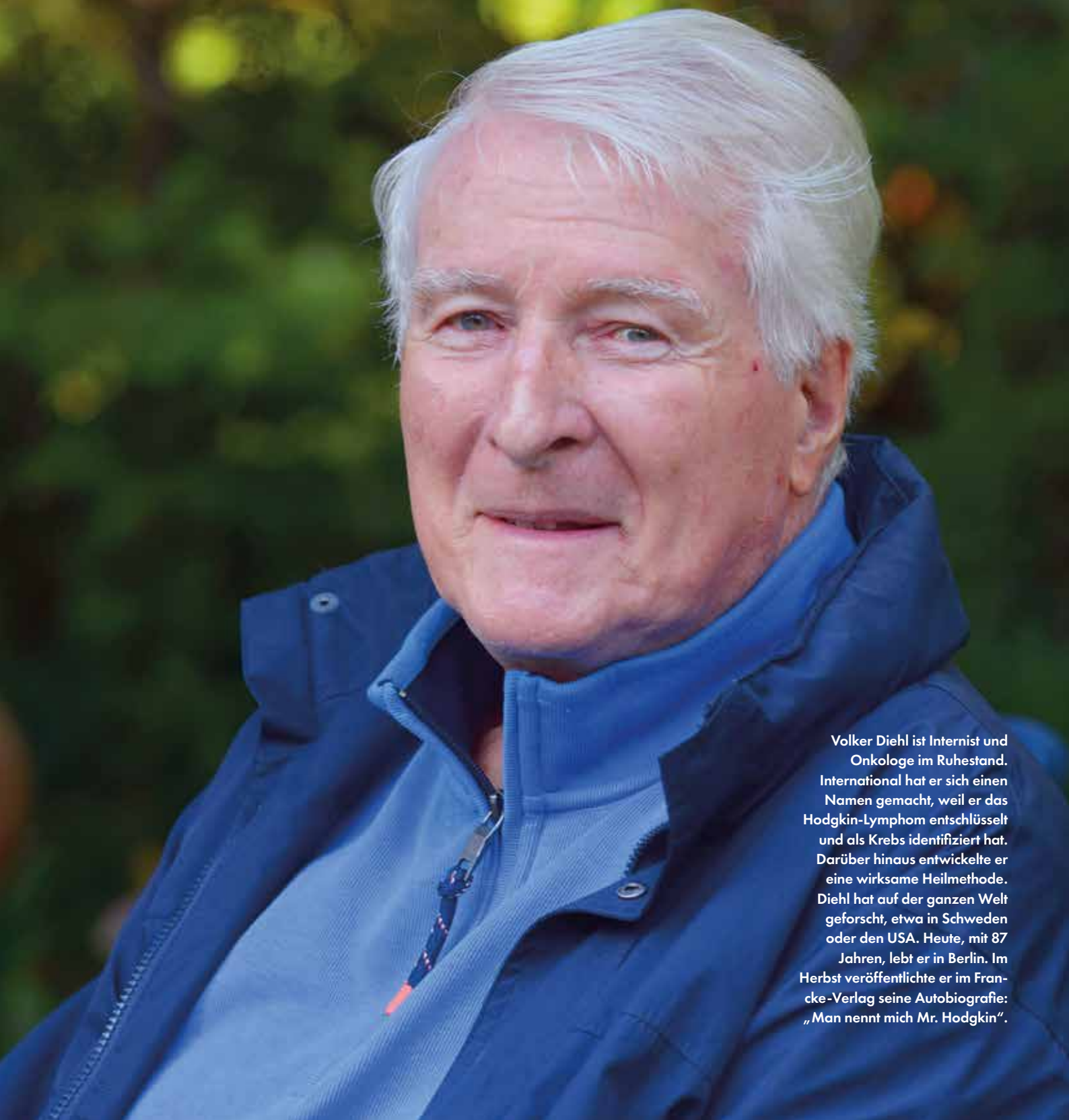


Daniel Böcking, Jahrgang 1977, ist Journalist und Autor mehrerer Bücher über den christlichen Glauben. Zuletzt erschien von ihm „Lass mal reden“ (adeo). Bei „Bild“ kümmert er sich um die strategische Ansprache des Publikums. Mit seiner Frau und den vier Kindern lebt er bei Berlin.



Charlotta mit ihrem Patenkind Hans bei der Einschulung

„Ich verzweifle an Gott – und halte an ihm fest“



Volker Diehl ist Internist und Onkologe im Ruhestand. International hat er sich einen Namen gemacht, weil er das Hodgkin-Lymphom entschlüsselt und als Krebs identifiziert hat. Darüber hinaus entwickelte er eine wirksame Heilmethode. Diehl hat auf der ganzen Welt geforscht, etwa in Schweden oder den USA. Heute, mit 87 Jahren, lebt er in Berlin. Im Herbst veröffentlichte er im Francke-Verlag seine Autobiografie: „Man nennt mich Mr. Hodgkin“.

Der Mediziner Volker Diehl hat eine tückische Krebserkrankung entschlüsselt, ein Heilmittel dafür entwickelt und damit tausenden junger Menschen das Leben gerettet. Heute ist er 87 Jahre alt und sagt: Gott hat mich dabei geleitet. Ein Gespräch über Krankheit, Leid, Tod und einen erlösenden Glauben.

Anna Lutz

PRO: Herr Diehl, warum nennt man Sie auch Mr. Hodgkin's-Disease?

Volker Diehl: Die Hodgkinsche Erkrankung ist eine Form von Lymphknotenkrebs bei jungen Erwachsenen. Ich habe als junger Mediziner angefangen, am sogenannten Epstein-Barr-Virus (EBV) zu forschen. 1966 habe ich in Amerika bewiesen, dass dieses Virus eine normale Lymphozytenzelle, also eine Zelle der Immunabwehr, in eine unsterbliche Zelle verwandeln kann. Bei der Hodgkin Erkrankung wird diese Immunzelle, ein B-Lymphozyt, durch das EBV in Verbindung mit anderen Faktoren zu einer bösartigen Zelle, der Monsterzelle. Ich habe in vielen Jahren Forschung herausgefunden, dass diese Art von Tumoren, die nach und nach durch das Lymphsystem den ganzen Körper befallen, mit dieser Monsterzelle zusammenhängen.

Glauben Sie, Gott hat etwas mit Ihren Entdeckungen und Forschungen zu tun?

Ja, ich glaube an Führung und an Nachfolge. Ich habe schon in der Schule und später in der Studenten- und Assistenzzeit gemerkt, dass es eine Kraft außerhalb von mir gibt, die mich auf Menschen hinweist und lenken will. Nur musste ich die Gelegenheiten eben auch ergreifen. Dazu braucht es Achtsamkeit. Ich habe oft in meinem Berufsleben gebetet, welche Wege ich gehen soll.

Sie haben sich schon als junger Mensch mit der Frage auseinandergesetzt, wie Gott Leid zulassen kann. Das scheint mir besonders für einen Onkologen eine wichtige Frage zu sein. Warum hat Gott den Krebs geschaffen? Oder warum lässt er ihn zu?

Darauf habe ich keine Antwort. Die Schwestern und Pfleger haben mich abends oft angerufen, ich solle nochmal auf die Intensivstation kommen. Da liege einer im Sterben und brauche mich. Ich hatte sehr engen Kontakt zu meinen Patienten, ich habe auch viel mit ihnen gebetet. Oft, wenn ich dann im Aufzug stand auf dem Weg zu ihnen, habe ich gebetet: „Jesus, warum passiert das? Was soll das? Wo hört das Leid auf? Ich verzweifle an dir.“ Ich habe nie

eine Antwort gefunden. Stattdessen habe ich erkannt: Gott hat uns hier keinen Pönhof als Leben gegeben. Leid, Freude und Glück gehören dazu. Ich habe akzeptiert, dass er souverän ist. Ich verzweifle an ihm, aber ich halte dennoch an ihm fest. Weil ich weiß, dass mein Erlöser lebt.

Sie sind immer offen mit Ihrem Glauben umgegangen. Haben die Kollegen das ernst genommen oder wurden Sie belächelt?

Ich war vielleicht so etwas wie ein bunter Papagei in der Fakultätssitzung. Die Kollegen nahmen mich fachlich ernst, auch, weil ich mit meiner Forschung extrem viel Geld eingeworben habe. Deshalb sagten sie sich wohl: Der spinnt ein bisschen, aber er ist ein guter Arzt. Ich habe aber auch nie versucht, meine Freunde in der Wissenschaft zu missionieren. Genauso, wie ich nie Menschen auf dem Sterbebett versucht habe zu überzeugen, von denen ich wusste, dass sie mit Glauben nichts zu tun haben wollten. Das hätte ich als unfair empfunden. Am Ende muss Jesus die Menschen berühren. Ich kann es nicht tun. Ich kann nur flankieren. Und natürlich dafür beten, dass sie Gott finden.

Sie haben nicht nur in Ihrer Arbeit Leid erleben müssen, sondern auch privat. Einer ihrer Brüder ist mit zwölf Monaten verstorben. Ihr Vater starb mit 61 Jahren an einem Herzinfarkt. Ihre Mutter an Krebs und Ihre Ehefrau Antje an einer Lebererkrankung, ausgelöst durch eine unerkannte Hepatitis. Sie schreiben über diese Zeit: „Da war kein Jesus, da war nur Hiob.“

Meine Mutter ist bei mir in der Klinik gestorben. Sie hat furchtbar gelitten. Aber es war dann am Schluss eine Erlösung. Ich war dann auch dankbar, dass sie gehen konnte. Sie ist 83 gewesen und hat ein vollendetes Leben gehabt. Da habe ich keinen Schmerz empfunden. Im Gegensatz zu der Zeit, als meine Frau ging. Sie lag einfach morgens tot neben mir.

Ihre Frau Antje war an Hepatitis C erkrankt, hatte im Verlauf eine Leberzirrhose und schließlich ein Leberzellkarzinom.

Eines Nachts wurde sie wach und sagte, sie habe Schmerzen hinter dem Brustbein. Ich habe ihr eine Tablette gegeben mit Milch. Ihre letzten Worte waren: „Iiihh, du weißt doch, ich mag keine Milch.“ Dann holte sie zweimal tief Luft und ich dachte, jetzt schläft sie. Morgens wollte ich sie wecken, da lag sie tot und blass neben mir. **Wie haben Sie den Tod Ihrer Frau verarbeitet?**

Ich war zwei Jahre lang in einer Depression. In dieser Zeit habe ich viel geweint, aber auch meine Beziehung zu Gott nochmal überdacht. Die Menschen um mich herum haben mir damals immer gesagt: Du bist stark, du bist gläubig, Gott wird dir helfen. Aber da war nichts von alledem. Am Ende habe ich Trost gefunden in einem Psalmwort: Gott stellt meine Füße auf ein weites Feld. Ich habe gemerkt: Da ist kein weites Feld vor mir. Da ist nur Enge. Aber wenn ich will, dann kann ich meine Füße auf dieses Feld stellen, Gott bereitet es mir. Ich muss aktiv werden, nicht länger in Selbstmitleid zerfließen, Menschen abstoßen, mich zurückziehen, sondern offen sein.

Sie sind 87 Jahre alt, haben Ruhm erlebt, Leid und sind darüber hinaus ein weltweit angesehener Mediziner. Was raten Sie jungen Menschen – gesundheitlich und im Blick auf den Glauben?

Gesundheitlich: Bewegen Sie sich, treiben Sie Sport, genießen Sie das Leben, aber tun Sie alles in Maßen. Leben Sie in Beziehungen, denn nicht das Ich zählt, sondern das Du. Finden Sie eine Heimat. Was den Glauben angeht: Seien Sie offen, hören Sie hin. In dieser Welt klingen so viele Stimmen in uns, es ist, als hörten wir den ganzen Tag Radio. Aber warum, so frage ich mich, hören wir nicht mehr auf Gott, der zu uns reden will? Dann nämlich kämen wir in diesen Zustand der Resonanz. Wir schwingen dann gemeinsam mit Gott, wie Martin Schleske, der Geigenbauer, sagt. Wenn wir in diese Resonanz mit Gott kommen, dann ist unsere Seele zu Hause.

Herr Diehl, herzlichen Dank für das Gespräch! |

ALS CHRISTEN IHRE JÜDISCHEN WURZELN KAPPTEN



In diesem Jahr erinnern Christen weltweit an das erste Ökumenische Konzil im Jahre 325 in Nizäa. Es gilt neben dem Apostelkonzil in Jerusalem im ersten Jahrhundert als das wichtigste der Christenheit, mit immenser welt- und kirchengeschichtlicher Bedeutung. Doch die Bischofsversammlung legte auch die Axt an die jüdischen Wurzeln.

Bettina Hahne-Waldscheck

st Jesus Christus Gott? Im 4. Jahrhundert war das eine zentrale Frage für die damals noch junge Kirche, die sich lange schwer damit tat, eine verbindliche Einigung zu finden. Schließlich drängte Kaiser Konstantin, der von 306 bis 337 n.Chr. regierte, auf eine Klärung und rief die Bischöfe im Mai 325 zum ersten Ökumenischen Konzil der Kirchengeschichte zusammen: dem Konzil von Nizäa (heute İznik in der Türkei). Konstantin wollte die Streitigkeiten, besonders die unter Arianern – die die Wesenheit von Gott und Jesus als Irrlehre ansahen – und Trinitariern beenden. Fast 300 Bischöfe, mehrheitlich heidenchristlich, diskutierten über diese Frage zwei Monate lang. Ergebnis war die neue Einigkeit über die Lehre der Dreifaltigkeit – Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist – und das Nizänische Glaubensbekenntnis. Unter Konstantin wurde das Christentum außerdem anerkannte Religion im Römischen Reich.

Doch das Konzil von Nizäa läutete auch die Abnabelung des christlichen Glaubens vom Judentum ein, die fast 1.700 Jahre andauern sollte. Das Konzil befasste sich nämlich auch mit dem Fehlen des einheitlichen Kirchenkalenders. Das Resultat: Ostern sollte fortan auf einen Sonntag nach dem ersten Vollmond der Frühlings-Tagundnachtgleiche folgen und niemals zur gleichen Zeit wie das Passafest der Juden gefeiert werden. Ein judenfeindliches Schreiben Konstantins vom August 325 an die Kirchen zum Thema Ostern offenbarte die neuen antijüdischen Einstellungen. Darin hieß es: „Denn es erschien jedem eine äußerst unwürdige Tatsache, dass wir in diesem hochheiligen Fest den Gewohnheiten der Juden folgen sollten, die ihre Hände befleckt haben mit einem ruchlosen Verbrechen ..., es ist nur gerecht, dass sie in ihrem Sinn erblindet sind.“

Der Vorwurf des „Christusmordes“ wurde schon von Bischof Melito von Sardes im zweiten Jahrhundert aufgeworfen und setzte sich bei Johannes Chrysostomos (347–407) nach der Zeit Konstantins fort. „Die Juden taugen nur noch für den Schlächter“, schrieb er in seinen „Acht Reden gegen die Juden“. Jüdische Christen nannten folglich im 4. Jahrhundert ihre Namen oft in „christliche“ Namen um, Israel wurde zu einem „christlichen“ Land voller Kirchen, der Sabbat zum Sonntag. Dass Jesus jüdisch war, wurde im Nizänischen Glaubensbekenntnis unterschlagen. Bis dahin waren Judenchristen und Heidenchristen nämlich kaum voneinander zu unterscheiden gewesen. Die ersten Christen waren häufig einfach Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft, feierten die jüdischen Feste und den Sabbat, denn auch Paulus empfahl den Heidenchristen die Feier des Passafestes: „Auch wir haben ein Passalam, das ist Christus, der geopfert ist. Darum lasst uns das Fest feiern.“ (1. Korinther 5,7–8).

Eingepfropft in den Ölbaum

Die Trennung der Kirche von ihrer jüdischen Herkunft ereignete sich in drei Hauptbereichen: erstens durch Änderung des Kalenders und der religiösen Feiertage, zweitens durch eine veränderte Einstellung der Kirche gegenüber Juden und drittens durch strenge Vorschriften in Bezug des Umgangs zwischen Christen und Juden. Juden waren nur noch ein geduldetes, rechtlich benachteiligtes Volk. Diese Haltung ist umso erstaunlicher, als Paulus seine Haltung gegenüber Juden deutlich macht: Sie sind „Geliebte um der Väter willen.“ Er warnte vor Hochmut ihnen gegenüber. Im ersten Jahrhundert war es noch umgekehrt wie im 4. Jahrhundert:

Die Heidenchristen, damals in der Minderheit, waren erleichtert, Teil des jüdischen Volkes Gottes und „eingepfropft in den Ölbaum“ sein zu dürfen (Römer 11,24).

In den folgenden Jahrhunderten nahmen die Israelvergessenheit der Kirche und die antijüdischen Tendenzen in allen Bereichen zu. Die neuen Regeln über die Stellung und Behandlung der Juden wurden 439 im Codex Theodosianus und 534 im Codex Justinianus festgehalten. Im Codex Theodosianus heißt es: „Kein Jude und kein Samariter darf ... Ehren und Würden erlangen, keinem soll ein ziviles Verwaltungsamt offenstehen ... Wir halten es für Unrecht, dass die Feinde der höchsten Majestät und der römischen Gesetze ... die Macht haben, gegen Christen und oft sogar gegen die Vorsteher der heiligen Religion ... zu richten und zu urteilen.“

Durchatmen und aufblühen konnten die Juden nur im 8. und 9. Jahrhundert unter den Karolingern und unter den Umayyaden in Spanien. Doch ab dem ersten Kreuzzug im 11. Jahrhundert nahmen Pogrome und Gräueltaten zu, die ihren Höhepunkt während der Inquisition (13. bis 15. Jahrhundert) erreichten und schließlich im Holocaust des Dritten Reiches gipfelten.

Versuch einer Versöhnung

Eine ausführliche Analyse des Verhältnisses zwischen Juden und Christen in den vergangenen zwei Jahrtausenden und der Geschichte des Antijudaismus bietet der Theologe Andreas Heimbichner, Leiter der Bibel- und Missionsschule Ostfriesland, in seinem Buch „2000 Jahre Juden und Christen. Zwei ungleiche Schwestern“. Gegenüber PRO sagt er zum Konzil von Nizäa: „Durch die Trennung von Ostern und Passah und durch die offizielle Einführung des Sonntages als Feiertag wollte man sich bewusst vom Judentum abgrenzen.“ Und weiter: „Nach dem Konzil folgten verstärkt gesetzliche verankerte Einschränkungen für jüdische Gemeinden und der Vorwurf des ‚Christusmordes‘ gewann theologisch wie gesellschaftlich an Gewicht.“ Eine kritische Auseinandersetzung mit den Folgen des Konzils für das Verhältnis zum Judentum fehlt Heimbichner bei den diesjährigen Feierlichkeiten. Die damals begonnene Abkoppelung von den jüdischen Wurzeln wirkten bis heute nach: „Viele Gläubige kennen die Wurzeln ihres Glaubens kaum noch“, sagt er.

Doch es gibt Hoffnung: Seit spätestens der Jahrtausendwende macht sich in christlichen Gemeinden, insbesondere im evangelikalen Bereich, eine verstärkte Israeliebe und bewusste Rückwendung zum jüdischen Urglauben bemerkbar. Diese Tendenz wird bekräftigt durch Vereine wie die „Sächsischen Israelfreunde“, „Christliche Freunde Israels“ (CFI), Zedakah und den Ebenezzer Hilfsfonds, deren Ziele die Versöhnung zwischen Israel und Christen sowie die Unterstützung von Juden ist.

Als Weg der Versöhnung berufen messianische Juden und Christen jetzt sogar ein neues Konzil ein, das „Toward Jerusalem Council II“ (TJCII). Vom 21. bis 23. Oktober soll das erste Gipfeltreffen in Jerusalem stattfinden und das Ende der getrennten Wege von Juden und Christen einleiten. Die Initiatoren erinnern mit der Namensgebung „Jerusalem II“ weniger an das Konzil von Nizäa, sondern an das erste Apostelkonzil in Jerusalem laut Apostelgeschichte 15, bei dem es um die Frage nach dem Umgang mit nichtjüdischen Christen ging. Das zweite Jerusalemer Konzil soll die verloren gegangene Einheit zwischen jüdischen Jesus-Nach-

DAS NIZÄNISCHE GLAUBENS- BEKENNTNIS

Wir glauben an den einen Gott,
den Vater,
den Allmächtigen,
der alles geschaffen hat,
Himmel und Erde,
die sichtbare und die unsichtbare Welt.
Und an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes eingeborenen Sohn,
aus dem Vater geboren vor aller Zeit:
Gott von Gott,
Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater;
durch ihn ist alles geschaffen.
Für uns Menschen und zu unserm Heil ist er vom Himmel
gekommen,
hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist
von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.
Er wurde für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus,
hat gelitten und ist begraben worden,
ist am dritten Tage auferstanden nach der Schrift
und aufgefahren in den Himmel.
Er sitzt zur Rechten des Vaters
und wird wiederkommen in Herrlichkeit,
zu richten die Lebenden und die Toten;
seiner Herrschaft wird kein Ende sein.
Wir glauben an den Heiligen Geist,
der Herr ist und lebendig macht,
der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht,
der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und ver-
herrlicht wird,
der gesprochen hat durch die Propheten,
und die eine, heilige, christliche und apostolische Kirche.
Wir bekennen die eine Taufe zur Vergebung der Sünden.
Wir erwarten die Auferstehung der Toten
und das Leben der kommenden Welt.
Amen.



Das Konzil von Nizäa

Der römische Kaiser Konstantin rief 325 Kirchenleiter aus den verschiedenen Teilen des Reiches zusammen. Überliefert ist die Zahl von 318 Teilnehmern. Es sollte den Frieden im Reich sichern, der auch durch theologische Streitfragen der jungen Christenheit bedroht war. Das Glaubensbekenntnis, das auf dem Konzil von Nizäa formuliert wurde, ist das älteste schriftliche, verbindliche Dokument, das über die Bibel hinaus Auskunft über den christlichen Glauben gibt. Nach einer Phase der Christenverfolgung band Kaiser Konstantin die christliche Religion an den Staat, was die Kirchengeschichte langfristig entscheidend beeinflusste. Diese Ikone zeigt den Kaiser mit Bischöfen und dem Bekenntnis.

folgern und jenen aus anderen Nationen wiederherstellen. „Wir glauben, dass Wege der Versöhnung in Christus den Beteiligten Heilung bringt. Denn sie sind bestimmt, einander zu ergänzen und zu fördern“, heißt es in der Vision. Diese erhielt Marty Waldmann, messianischer Jude und damaliger Präsident der „Union of Messianic Jewish Congregations“ schon 1995 in den USA. Seitdem hat sich das TJCI zu einer internationalen Bewegung mit Teams in mehr als 35 Ländern auf allen Kontinenten entwickelt. „Sie alle empfinden großen Schmerz über die nun schon rund 1.800 Jahre dauernde Missachtung der jüdischen Gläubigen und setzen sich für die Heilung und Förderung dieser Beziehung ein“, sagen die Initiatoren. Johannes Fichtenbauer ist TJCI-Europadirektor und als Diakon und ehemaliger Leiter des Diakonenseminars der Erzdiözese Wien ein Vertreter der Amtskirchen in der Bewegung. Er erklärt, ein Ziel des Jerusalem Council sei auch, der Kirche zu helfen zu verstehen, „dass sie ursprünglich jüdisch war, ihr jüdisches Erbe verlor und nun die Chance hat, diese Beziehung wiederherzustellen“. Andreas Heimbichner sagt: „TJCI ist ein mutiger Versuch, alte Gräben zwischen Christen, Juden und Arabern zu überbrücken. Ob daraus wirklich ein dauerhafter Weg der Versöhnung wächst, bleibt abzuwarten – doch allein der gemeinsame Aufbruch ist ein Zeichen der Hoffnung.“ |

Lassen Sie uns miteinander ins **Gespräch** kommen!

Welcher Artikel hat Sie angesprochen?
Was hat Sie geärgert?
Wo sind Fragen offen geblieben?
Teilen Sie es uns gern mit – per Brief, E-Mail,
Kontaktformular oder Telefon.
Wir freuen uns, von Ihnen zu hören!



Christliches Medienmagazin PRO
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar



leserbriefe@pro-medienmagazin.de



0 64 41/5 66 77 77



pro-medienmagazin.de/kontakt

Mehr zu unseren Recherchen für dieses Heft erfahren Sie in „PRO – der Podcast“. Gespräche mit PRO-Autoren und Einblicke in die Arbeit der Redaktion.

Neu ab 1. November überall, wo es Podcasts gibt, und unter:



pro-medienmagazin.de/pro-der-podcast



Kontakt

LESERSERVICE

Telefon (0 64 41) 5 66 77 77
info@pro-medienmagazin.de

► **pro-medienmagazin.de**

NACHBESTELLUNG

Telefon (0 64 41) 5 66 77 52
info@pro-medienmagazin.de

ANZEIGENBUCHUNG

Telefon (0 64 41) 5 66 77 67
layout@pro-medienmagazin.de

Impressum

HERAUSGEBER

Das christliche Medienmagazin PRO ist ein Arbeitsbereich der christlichen Medieninitiative pro e.V.

Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar

VORSITZENDER

Dr. Hartmut Spiesecke

GESCHÄFTSFÜHRER

Christoph Irion (V.i.S.d.P.)

Amtsgericht Wetzlar, VR1399

BÜRO WETZLAR

Charlotte-Bamberg-Straße 2

35578 Wetzlar

Telefon (0 64 41) 5 66 77 00

Telefax (0 64 41) 5 66 77 33

BÜRO BERLIN

Alt-Moabit 92

10559 Berlin

Telefon (0 30) 2 09 15 79 20

Telefax (0 30) 2 09 15 79 29

REDAKTION

Martina Blatt,
Dr. Johannes Blöcher-Weil,
Swanild Brenneke, Nicolai Franz
(Redaktionsleitung Digital), Petra
Kakyire, Anna Lutz, Norbert Schäfer,
Martin Schlorke, Jonathan Steinert
(Redaktionsleitung Print)



**CHRISTLICHE
MEDIENINITIATIVE
PRO**

SPENDENKONTO

PRO finanziert sich zum Großteil durch Ihre Spende.

Volksbank Mittelhessen eG

DE73 5139 0000 0040 9832 01

BIC VBMHDE5F

► **pro-medienmagazin.de/spenden**

LAYOUT

Laura Schade
DRUCK L.N. Schaffrath GmbH & Co.
KG DruckMedien

BEILAGE

Israelnetz Magazin

TITELBILD Giorgio Caso

© Das christliche Medienmagazin PRO



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

LF8

Dieses Druckerzeugnis wurde mit dem Blauen Engel gekennzeichnet.

Lesen, hören und sehen



Chris & Henni:
„70x7“



auf allen Streaming-Plattformen hörbar



Matthias Huff:
„FEEL THE
SPIRIT!“



adeo, 224 Seiten, 22 Euro



Heino Falcke,
Jörg Römer:
„ZWISCHEN
URKNALL UND APOKALYPSE“



Klett-Cotta, 448 Seiten, 28 Euro

Verzeihen wagen – erfrischend anders

Das Singer-Songwriter-Duo „Chris & Henni“ präsentiert auf „70x7“ kreative Lieder, die aus ihren Herzen direkt die Hörer-Hezen berühren: „Werd’ still und ruh’ dich aus. Ich bin dein Gott, ich weiß, was deine Seele braucht.“ Die neun Songs vereinen auf besondere Art Leichtigkeit und Tiefgründigkeit. Die Künstler sind Detail-Liebhaber und Wortakrobaten: „Ich will lieber Hände falten – anstatt Sorgenfalten.“ Musikalisch ist das Album eine Mischung aus Akustik-Pop und Indie-Vibes. Die Kooperationen mit Arne Kopfermann („So Gott Will“) und Jana Highholder runden die Platte ab: Letztere aktiviert beim Dance-Beats-Lied „In dir“ ihre Poetry-Slam-Künste. Das Duo erklärt gegenüber PRO, es wolle mit dem Album „die heilende Kraft der Vergebung in den Mittelpunkt stellen“. Der Titel beziehe sich auf die Aussage Jesu dazu, wie oft man verzeihen soll. Ihnen sei wichtig: „Menschen zu ermutigen, Versöhnung zu wagen – mit sich selbst, mit anderen, mit Gott.“ Die Songs sollen Hoffnung spenden – „für Glaubende, Zweifelnde und alle, die nach einem Neuanfang suchen.“ Genau das tun sie – auf eine liebevolle, wertschätzende Art und Weise mit einer Musikkombi – erfrischend anders.

Martina Blatt

Das Missverständnis der Gospelmusik

Gospel ist Evangelium, Gospel geht ins Herz, und Gospel gibt den Hoffnungslosen Hoffnung. Matthias Huff hat ein gutes Buch über den wohl christlichsten Jazz-Stil geschrieben. Die Geschichten um Hits wie „Amazing Grace“ und „When the Saints Go Marching In“ sind in der Tat erzählenswert. Der „Trouble“ in „Nobody Knows the Trouble I’ve Seen“ ist mehr als ein „Ärger“; es ist die Todesangst in Gefangenschaft, die nur Hoffnung auf Befreiung im Jenseits findet. Das Buch räumt auch mit einem alten Missverständnis auf: Wenn Sklaven so viel singen, könne es ihnen ja nicht so schlecht gehen, dachte man. Das Gegenteil ist der Fall: Sklaven sangen am meisten, wenn sie unglücklich waren. Der Baptistenprediger Howard Thurman entdeckte in den Spirituals etwas, das man heute als „Resilienz“ beschreiben würde. Das sei die Kraft der Spirituals. Durch ihren Glauben an Gott ertrugen die Menschen die Schmerzen des Lebens. Huff: „Die Kraft der Gospelsongs steht mit den Füßen auf der Erde, mit dem Geist im Himmel.“

Jörn Schumacher

Vom Urknall zum Menschen – Geschichte von allem

Heino Falcke, der 2019 half, ein Bild eines Schwarzen Lochs anzufertigen, erzählt in einem neuen Buch die Geschichte des Lebens, des Universums und des ganzen Rests. Falcke, der öffentlich seinen christlichen Glauben bekennt, hatte bereits 2020 mit dem Journalisten Jörg Römer das Buch „Licht im Dunkeln“ veröffentlicht, in dem er nicht nur die Entstehung des Bildes des 55 Millionen Lichtjahre entfernten Schwarzen Lochs beschreibt, sondern auch seinen christlichen Glauben. Nun schrieb Falcke, erneut mit Römer, ein Buch, das eine „Entdeckungsreise“ ist „durch die Zeit, von der Geburt unseres Universums über die Entstehung unserer Erde bis zur Entwicklung des Lebens und des Menschen und ein Stück darüber hinaus“. Falcke streut persönliche Erlebnisse aus seiner Karriere ein. Um den Glauben geht es hier dieses Mal nur am Rande, etwa wenn er schreibt: „Es ist keine Frage, ob Gott existiert. Gott existiert. Es ist nur eine Frage, wer oder was Gott ist. Die Antwort darauf ist dann eben immer Glaube.“ Dennoch vermag es die Faszination eines gläubigen Menschen, der auf die Schöpfung blickt, gut zu vermitteln.

Jörn Schumacher



Tim Oliehoek (Regie):
„ARCADIA“

ARD-Mediathek



Reiner Haseloff:
„CHRISTLICHE WERTE
LEBEN – POLITIK
GESTALTEN“

St. Benno, 96 Seiten, 14,95 Euro



Tanja Urben:
„ALLTAGSDIAMANTEN“

bei allen Musikstreaming-Anbie-
tern verfügbar, tanja-urben.com



Outbreakband:
„GEKRÖNT“

Integrity Music Europe via SCM,
18 Euro oder auf allen Streaming-
Plattformen hörbar

Was man verdient

In der Serie „Arcadia“ funktioniert die Gesellschaft nach einem Punktesystem. Entscheidend dafür ist der Lebensstil, ob etwa jemand arbeitet oder etwas für seine Gesundheit tut. Überwacht wird das durch einen Chip in der Hand. Viele Punkte bedeuten viele Vorteile im Alltag. Wer unter den Mindestscore fällt, wird deportiert. Das System verspricht, absolut gerecht zu sein – weil jeder bekommt, was er verdient. Was das für die Menschen bedeutet, ist sehr spannend und klug erzählt. Interessant ist es, die Serie durch die Augen der christlichen Botschaft zu sehen. Was bedeutet Gerechtigkeit? Was verdienen Menschen und wie reagiert Gott darauf? Welche Rolle spielt Barmherzigkeit? Wie unterscheidet sich die „Hüterin“, oberste politische Figur in „Arcadia“, vom biblischen „Hüter Israels“? Am besten, man schaut die Serie gemeinsam, das Potenzial für Gespräche ist enorm.

Jonathan Steinert

Politik mit christlichen Werten

Wenn Reiner Haseloff im nächsten Jahr die Politik verlässt, hat er sie über 30 Jahre lang geprägt. Dass ihm für sein politisches Handeln stets christliche Werte wichtig waren, hat er in einem kleinen Buch aufgeschrieben. Darin erzählt er von den Einschränkungen des SED-Regimes, aber auch, wie er als gläubiger Christ in der Kirche heimisch geworden ist. Sein Glaube sei für ihn das tragfähige Fundament und helfe ihm dabei, klug und glaubwürdig zu handeln. Der CDU-Politiker möchte einer Spaltung der Gesellschaft entgegenwirken. Dazu brauche es Menschen, aber auch die Kirche, die sich einmischen, anderen zuhören und ihnen Mut machen. Für Haseloff ist es kein Widerspruch, als gläubiger Christ Politik zu gestalten. Für ihn braucht eine zunehmend säkulare Gesellschaft eine Rückbesinnung auf das, was sie tragen kann: den Glauben.

Johannes Blöcher-Weil

Diamant im Alltag

Berührend, Hoffnung machend und kraftvoll – so klingen die neuen Songs von Tanja Urben. „Alltagsdiamanten“ ist das zweite Album der Musicaldarstellerin. Dass sie aus der Musicalbranche kommt, merkt man: Sie singt mit wunderschöner, klarer Stimme, viele Songs starten sanft und ruhig – zum Beispiel nur mit Klavierbegleitung – und bauen sich dann langsam auf zu einem starken Zusammenspiel verschiedener Instrumente, eingängiger Melodien und starkem Gesang. Das berührt die Seele – und passt zum Inhalt der Lieder. Urben singt von ihrem Glauben, von traurigen und schönen Lebensmomenten und vor allem von der Hoffnung, die sie durch das Leben trägt. Dem Hörer macht es Mut, ebenfalls mit offenen Augen durchs Leben zu gehen, um „Alltagsdiamanten“ zu entdecken. Produziert wurde das Album übrigens von dem bekannten christlichen Musiker Chris Lass.

Swanhild Brenneke

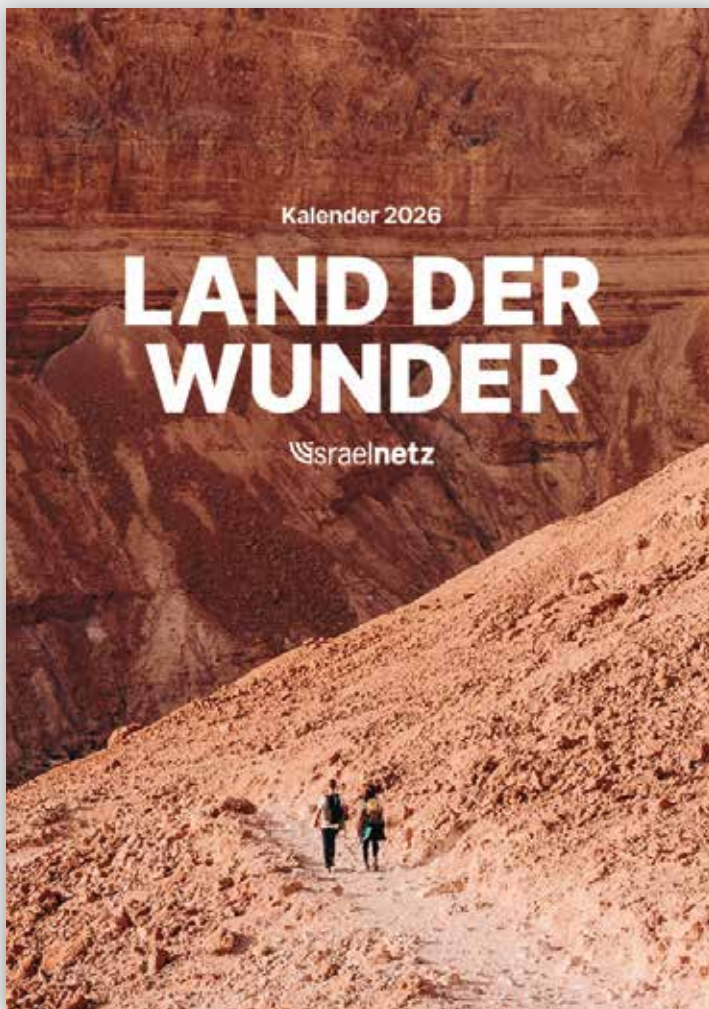
Den König bekennen

Das neue Live-Album der „Outbreakband“, „Gekrönt“, beginnt mit einer klaren Ansage: „Jesus Is King!“ Einladend, kraftvoll rockig und geradlinig – der Song hat das Potenzial zur Bekenntnis-Hymne für Menschen, die Jesus im Herzen tragen – in einer Welt, die nach Orientierung sucht: „Wir glauben: Jesus ist Gottes Sohn – und dafür schämen wir uns nicht!“ Mit 14 sowohl mitreißenden, lebendig-optimistischen, vor allem aber meditativen, andächtigen Songs und einer instrumentalen Variation holt das Album verschiedene Geschmäcker ab. „Theologische Wahrheiten sind eins der wichtigsten Kriterien, die wir an unsere Lieder anlegen“, erklärt Juri Friesen, der Frontmann der christlichen Pop- und Rock-Band. Und so basiert etwa „Jahwe Roi“ auf dem Hirten-Psalm 23. Wer Ermutigung und biblische Wahrheit in bekannter „Outbreakband“-Manier sucht, ist hier goldrichtig.

Martina Blatt

Israelnetz Kalender 2026

Lassen Sie sich begeistern von Israel – dem Land der Wunder: Beeindruckende Motive mit ausgewählten Versen, die Hoffnung spüren lassen.



- ✓ Offenes Format (hochkant) von 21 x 59,4 cm
- ✓ Viel Platz für individuelle Einträge und ein monatliches Gebetsanliegen
- ✓ Kalendarium mit christlichen und gesetzlichen Feiertagen, sowie jüdischen Festtagen

€ 9,50 (zzgl. Versand)

Jetzt bestellen



☎ **06441 5 66 77 52**

► **shop.israelnetz.com**

Exklusiv nur bei Israelnetz erhältlich.

 **israelnetz**